

**Gerry Adams, Murat Yakin, Didier Burkhalter, Simonetta Sommaruga**

Nummer 19 – 8. Mai 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



## **Die heimliche Demontage der Schweizer Armee**

Wie die einst stolzen Streitkräfte von oben systematisch ruiniert wurden.

*Von Philipp Gut*

## **Frau ohne Alibi**

Die fragwürdige Schweizer Oberpolizistin Nicoletta della Valle.

*Von Urs Paul Engeler*

## **Stoppt die Sanktionen!**

Ich kritisiere Putin, aber der Westen handelt falsch. *Von Orlando Figes*





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Nautilus Ref. 5712/1A, Nautilus Manschettenknöpfe.

# WELCOME TO OUR WORLD



Im Epizentrum extremster Missionen verlassen sich Ausnahmepiloten, die täglich Höchstbelastungen ausgesetzt sind, hinsichtlich Sicherheit ausschliesslich auf die leistungsstärksten Instrumente. Im Epizentrum extremster Missionen ist die Avenger von Breitling in ihrem Element. Die Avenger Modelle, ein Konzentrat aus Performance, Präzision und Funktionalität, zeichnen sich durch ihre ultrarobuste Konstruktion und ihre Wasserdichtheit von 300 bis 3000 Tiefenmetern aus. In diesen authentischen Instruments for Professionals ticken von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierte Automatikwerke. Willkommen in der Welt von Breitling.



AVENGER II

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Jüngst kontaktierte ein Gewährsmann einer traditionsreichen Familie aus Zürich und Winterthur die *Weltwoche*. Seine Klienten seien seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Besitz eines Madonna-Gemäldes, das dem legendären Raffael (1483–1520) zugeschrieben wird. Urs Gehriger nahm sich der Sache an, suchte besagte Madonna in einem Klotener Safe auf und fuhr zum Vergleich mit dem Referenzbild Raffaels in den Pariser Louvre. Er stiess dabei auf die bewegende Geschichte einer Familie, die – Maria im Gepäck – um die halbe Welt gereist ist. Trotz sieben positiven Gutachten ausgewiesener Experten verweigert die Kunstwelt die An-

Sonderausgabe  
4. März 2014 – 84. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.)

# DIE WELTWOCH



## Der Erste Weltkrieg

Vorspiel, Verlauf und Folgen. Führende Historiker und Denker über die Urkatastrophe: Christopher Clark, Max Hastings, Guido Knopp, Thomas Weber, Herfried Münkler, Niall Ferguson, Carl Spitteler, Kurt Tucholsky u.v.a.

«Urkatastrophe».

erkennung. «Aus welchen Gründen auch immer, darf es offenbar unser Bild nicht geben», konstatieren die Besitzer. Nächsten Sonntag tritt die Familie erstmals an die Öffentlichkeit und präsentiert ihre eigene, langjährige Recherche. Die Gralshüter von Raffaels Œuvre dürften sich mit ein paar unbequemen Fragen konfrontiert sehen. **Seite 64**

Die Programme der Stiftung Myclimate unter dem Patronat von Energieministerin Doris Leuthard (CVP) haben stets ein doppeltes Ziel: Es soll nicht nur etwas für das Weltklima getan werden, die Ärmsten dieser Welt sollen auch noch davon profitieren. Finanziert wird das Ganze durch eine freiwillige Abgabe auf Flugmeilen oder Autokilometer. Ein Unmensch, so scheint es, wer etwas dagegen einzuwenden hat. Doch *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur interessierte sich noch nie für die gute Absicht. Dort, wo andere im vermeintlichen Interesse

der guten Sache grosszügig über Fehler und Widersprüche hinweggehen, schaut er besonders genau hin. Bereits 2009 kam Baur aufgrund von Recherchen vor Ort zum Schluss, dass das millionenteure Qori-Q'oncha-Projekt in den peruanischen Anden ein Phantom ohne nennenswerten Nutzen für die Umwelt und die Armen ist. Dass er selber einst in den Anden gelebt hat und mit der Welt der dort ansässigen Indios bestens vertraut ist, half ihm natürlich. Eine Nachkontrolle in Peru zeigt nun: Bereits vier Jahre nach dem Start ist vom Projekt so gut wie nichts mehr übrig. **Seite 38**

Dieser Ausgabe beigelegt finden Abonnenten das Sonderheft «Der Erste Weltkrieg». Es kommen Historiker und Persönlichkeiten zu Wort, die mit ihren Büchern, Forschungen und Thesen die aktuelle Debatte mit herausragenden Eigenleistungen und kontroversen Thesen beleben – 42 Seiten über Vorspiel, Verlauf und Folgen der «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts», unter anderem von Christopher Clark, Max Hastings, Guido Knopp, Thomas Weber, Herfried Münkler, Niall Ferguson, Carl Spitteler, Kurt Tucholsky. Das Heft kann unter [www.weltwoche.ch/ersterweltkrieg](http://www.weltwoche.ch/ersterweltkrieg) zum Preis von Fr. 6.50 (inkl. MwSt. und Porto) oder beim Kundendienst Tel. 043 444 57 01, bestellt werden.

Bei der letzten Ausgabe kam es in der Druckerei zu einer Panne, weshalb bei einem kleinen Teil der Auflage eine Heftpartie fehlte. Falls Sie ein fehlerhaftes Exemplar erhalten haben, melden Sie sich bitte bei unserem Kundendienst (Kundendienst s.o.), wir sorgen gerne für Ersatz. Wir entschuldigen uns für die Unannehmlichkeiten.

*Ihre Weltwoche*

## Vorsorge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.  
LGT Bank (Schweiz) AG

[www.lgt.ch/vorsorgen](http://www.lgt.ch/vorsorgen)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli  
**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Urs Gehriger,  
Christoph Landolt, Christian Mundt,  
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
Florian Schwab, Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,  
Franziska K. Müller,  
Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,  
Kurt Pelda, Peter Rüedi,  
Kurt Schiltknecht, David Schnapp,  
Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,  
Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),  
Maya Wipf (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,  
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



OFFICIAL TIMING PARTNER OF THE



PRECISELY  
YOUR  
MOMENT

DS-2

12-STUNDEN PRECIDRIVE  
CHRONOGRAPH MIT 1/100 SEK.

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)



# Gute Nachricht

Die Schweizer Grossbanken gehen in die richtige Richtung. Taliban-Justiz gegen Pädophile.  
Von Roger Köppel

Die Schweizer Grossbank UBS will sich neu als Holdinggesellschaft mit voneinander unabhängigen Tochterfirmen aufstellen. Ob der Schritt vollzogen wird, hängt noch von der Zustimmung der Aktionäre ab. Aber bereits jetzt ist zu sagen: Die UBS-Führung mit VR-Präsident Axel Weber und CEO Sergio Ermotti geht in die richtige Richtung.

Holdingsstruktur bedeutet: Die UBS stellt sich wieder den Gesetzen der Marktwirtschaft. Wer es gut macht, wird reich. Wer es schlecht macht, muss untergehen. Holdingsstruktur heisst, dass die UBS im Versagensfall nicht mehr durch den Steuerzahler gerettet werden muss.

Die Selbstzergliederung bringt für die Bank einen Gewinn an Freiheit und Unabhängigkeit: Wird die neue Struktur umgesetzt, haben nur die Eigentümer, die Aktionäre, das Sagen. Wir werden endlich keine politischen Debatten über Managersaläre und Konzernstrategien mehr führen müssen. Da der Steuerzahler nicht mehr zahlt und haftet, hat er auch nichts mehr zu befehlen.

Heute regieren die Finanzmarktbehörden abgrundtief in die Banken hinein, um sie absturzsicher zu machen. Indem sich die UBS so strukturiert, dass sie für den Staat gefahrlos sterben kann, entzieht sie der Regulationsbürokratie die Grundlage für die massiven Eingriffe. Die Betriebsreglemente unserer Banken lesen sich mittlerweile wie Romane des Schriftstellers Franz Kafka. Die Branche hat sich in Ketten legen lassen, um künftige Pleiten zu verhindern. Wo die Pleite wieder verkraftet werden kann, braucht es das stählerne Gehäuse der Regulatoren nicht mehr.

Die UBS hat es hervorragend kommuniziert, die Credit Suisse hat sich schon früher in Richtung Holding entwickelt. Das sind gute Nachrichten für die Schweiz. Beide Banken nehmen wegen ihrer neuen Strukturen mögliche geschäftliche Nachteile in Kauf. Sie verzichten auf die Grössenvorteile, die ihnen die implizite Staatsgarantie durch den Schweizer Steuerzahler jahrelang verschaffte. Die Banken zeigen Weitblick und Innovationskraft. Das Holdingmodell bringt die zwingend erforderliche Entflechtung von Bank und Staat. Es ist ein Befreiungsschlag. UBS und CS beweisen, dass sie als global tätige Grossbanken nach wie vor schweizerische Unternehmen sind. Ein guter Frühlingsbeginn.



«Mehr Opfer, mehr Aufregung, mehr Druck.»

Vielleicht ist es ja tatsächlich sinnvoll, verurteilte Kinderschänder lebenslang am Arbeitsplatz und in der Freizeit gesetzlich von Kindern fernzuhalten. Die Volksinitiative «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen» mag auch von ehrenwerten Motiven getragen sein, und jeder, der sich gegen diese Initiative stellt, liefert sich vermutlich automatisch dem Verdacht aus, Sympathien für Pädophile oder für deren Neigungen aufzubringen. Das ist beim Schreibenden nicht der Fall, trotzdem wird er ein Nein in die Urne legen.

Warum? Vielleicht deshalb, weil bei den Initianten und Befürwortern ein hysterischer,

fundamentalistischer Ton der Unverhältnismässigkeit mitschwingt. Wenn man ihnen zuhört, fühlt man sich als Mann bereits verdächtig. Man gewinnt den Eindruck, dass die Schweiz ein riesiges Problem habe mit unterbestraften Kinderschändern und Unholden, die sich ungestört an psychisch Kranken vergehen dürfen. Das ist nicht der Fall. Es gibt keine falsche Toleranz und keine Kuscheljustiz gegen pädophile Sexualstraftäter. Im Gegenteil.

Niemand hegt Sympathien für Männer, die sich an Kindern vergehen. Aber soll künftig jeder Französisch- oder Mathematiklehrer, der bei einer Affäre mit einer Fünfzehnjährigen erwischt wird, automatisch ein lebenslanges Berufsverbot erhalten? Was ist mit dem neunzehnjährigen Lehrling, der mit seiner vierzehnjährigen Mitstiftin ein romantisches Verhältnis auslebt? Ist mein bald fünfjähriger Sohn, der mit dem Handy nackt in der Badewanne fotografiert werden will, ein gemeingefährlicher Produzent von Kinderpornografie? Die Initiative nimmt alles unter Feuer.

Die Initianten wollen kein konkretes Problem lösen, sie wollen ein ideologisches Zerrbild der männlichen Sexualität in der Verfassung verankern. Sie schüren ein Klima des Verdachts, des Misstrauens, des Irrtums und der Denunziation. Das Sexualstrafrecht ist enorm heikel. Delikte sind schwierig zu ermitteln. Meistens mangelt es an Zeugen und an Beweisen. Wenn Kinder betroffen sind, wird es noch einmal komplizierter. Rechtsstaatliche Prinzipien können da leicht unter die Räder geraten. Die Initiative trägt nicht zur Versachlichung bei, sie ist Teil der Hysterisierung.

Die Therapeutin Regula Schwager betreut Opfer von sexuellen Übergriffen. Sie unterstützt die Initiative. In einem Interview mit Radio SRF sagte sie sinngemäss, dass sie Falschanschuldigungen gegen angebliche Pädophile zwar tragisch, aber nicht so schlimm findet, da ja die Zahl sexuell missbrauchter Kinder viel grösser sei. Wo gehobelt wird, da fallen halt Späne. Auch erachtet es Frau Schwager als «schwierig», dass im Fall von Kindsmisbrauch die Beweislast bei den Kindern sei. Sie hätte es lieber, wenn die Erwachsenen, die beschuldigt werden, ihre Unschuld beweisen müssen («Tagesgespräch», SRF 1, 21. März 2014).

Das ist der Ungeist, der hinter dem neuen Verfassungsartikel steht.

Schon heute können die Richter einem Pädokriminellen ein lebenslanges Berufsverbot aufbrummen. Ob Kinder durch die Initiative besser geschützt werden, ist fraglich. Der neue Artikel aber produziert mit Sicherheit mehr Opfer, mehr Aufregung und mehr Druck zum harten Urteil. Falsch. Es braucht keine Verschärfung, es braucht keine Taliban-Justiz im Sexualstrafrecht.





«Vorteile»: Armeechef Blattmann. Seite 26



CO<sub>2</sub>-Programm: Reportage aus Peru. Seite 38



Clooneys Freundin: Amal Alamuddin. Seite 52



Bald Meister? Basel-Trainer Yakin. Seite 48

## Kommentare & Analysen

### 7 Editorial

- 11 Kommentar Maschinen statt Menschen
- 11 Im Auge Spendenwunder Stephen Sutton
- 12 Ausländerpolitik Joschkas Mythos
- 12 Service Public Müll im Netz
- 12 Fussball Ultra-Italien
- 13 Personenkontrolle Sommaruga, Freysinger, Leuthard, Ahmad bin Fahad, Kessler, Markwalder, Kaufmann
- 13 Nachruf MAD-Chef Al Feldstein
- 14 Grossbanken Brandmauern der Freiheit
- 16 Die Deutschen Verdummung
- 16 Wirtschaft Vorsicht: Vorsichtsprinzip
- 17 Ausland Sackgasse
- 18 Mörgeli Die «Rundschau» und der Grippe
- 18 Bodenmann Berner, holt den Wolf
- 19 Medien Neuer Schweizer Rekord
- 19 Gesellschaft Schmerzdetektor
- 20 Leserbriefe
- 21 Darf man das?

## Hintergrund

### 22 Kahlschlag von oben

Wie die Schweizer Armee systematisch demontiert wurde

### 26 «Alle rüsten auf»

Interview mit Armeechef André Blattmann

### 28 Der Aussenminister spielt Theater

Bundespräsident Didier Burkhalter, die EU und die Masseneinwanderungsinitiative

### 30 Frau ohne Alibi

Die Wirrungen der neuen Fedpol-Chefin Nicoletta della Valle

### 31 Frauenpolizei Unvollständige Lohnstatistiken

### 33 Das Kernproblem bleibt Das Medizinhistorische Institut der Uni Zürich wird aufgelöst

### 34 Krieg unter den Fahrenden

Gut integrierte Schweizer Jenische leiden unter den Roma

### 37 Debatte Mit Brüssel kam der Bruch

### 38 Sündenmeilen

Damit Schweizer Beamte «klimaneutral» durch die Welt jetten können, sollen Indianer auf das Lagerfeuer verzichten

### 42 Pädophilie Gleichheit für alle

### 43 Nutzlose Anstrengungen Schweizer Entwicklungsmillionen verpuffen nach dem Arabischen Frühling

### 44 Im mörderischen Dickicht Die Doppelrolle von Gerry Adams

### 46 Stoppt die Sanktionen gegen Putin

Wie sich der Westen gegenüber dem russischen Machthaber verhalten sollte

### 48 Grenzenloses Selbstvertrauen

FC Basel: Erfolgstrainer Murat Yakin

### 52 Wille zur Aufklärung George Clooney und die Frauen





«Die Reise hat erst begonnen»: IT-Forscher Rappoport. Seite 54

## Interview

### 54 «Sie verstehen uns»

Moshe Rappoport, Trendforscher am IBM Research Lab im zürcherischen Rüschlikon, über die Zukunft der Computer

## Stil & Kultur

### 60 Stil & Kultur Das 007-Gerücht

### 62 Bestseller

### 62 Strauss' liebes Zornbrötchen

Der Einfluss von Pauline, der herrischen Ehefrau des grossen Komponisten

### 64 Der Raffael von Kloten

Eine geheimnisvolle Madonna liegt in einem Zürcher Safe

### 68 Mister America

Erinnerungen an den schwarzen Boxweltmeister Joseph «Joe» Louis Barrow

### 70 Top 10

### 70 Kino «Grand Central»

### 71 Jazz Vijay Iyer

### 72 Namen Wer ist «George»?

### 73 Hochzeit Ruth Feldmann und René Loeb

### 73 Thiel Verbandeln

### 74 Wein Nobili Radici Desma Spumante Svizzero Brut

### 74 Zu Tisch Restaurant «Rico's Kunststuben», Küsnacht

### 75 Auto Infiniti Q50S Hybrid AWD

### 76 MvH trifft Valentin Landmann

## Autoren in dieser Ausgabe

### Orlando Figes



Für sein Buch «Die Tragödie eines Volkes» über die russische Revolution wurde der britische Historiker und Professor mehrfach

ausgezeichnet. In dieser Ausgabe schreibt Figes über die Krise in der Ukraine und wie sich der Westen gegenüber Wladimir Putin verhalten sollte. Seite 46

### Christoph Blocher



Die Schweizerische Volkspartei sei nach rechts gerutscht, während die anderen bürgerlichen Parteien standhaft blieben. Das ergab eine

Analyse von Sozialwissenschaftlern. Christoph Blocher, SVP-Nationalrat und ehemaliger Bundesrat, nimmt dazu Stellung. Seite 37

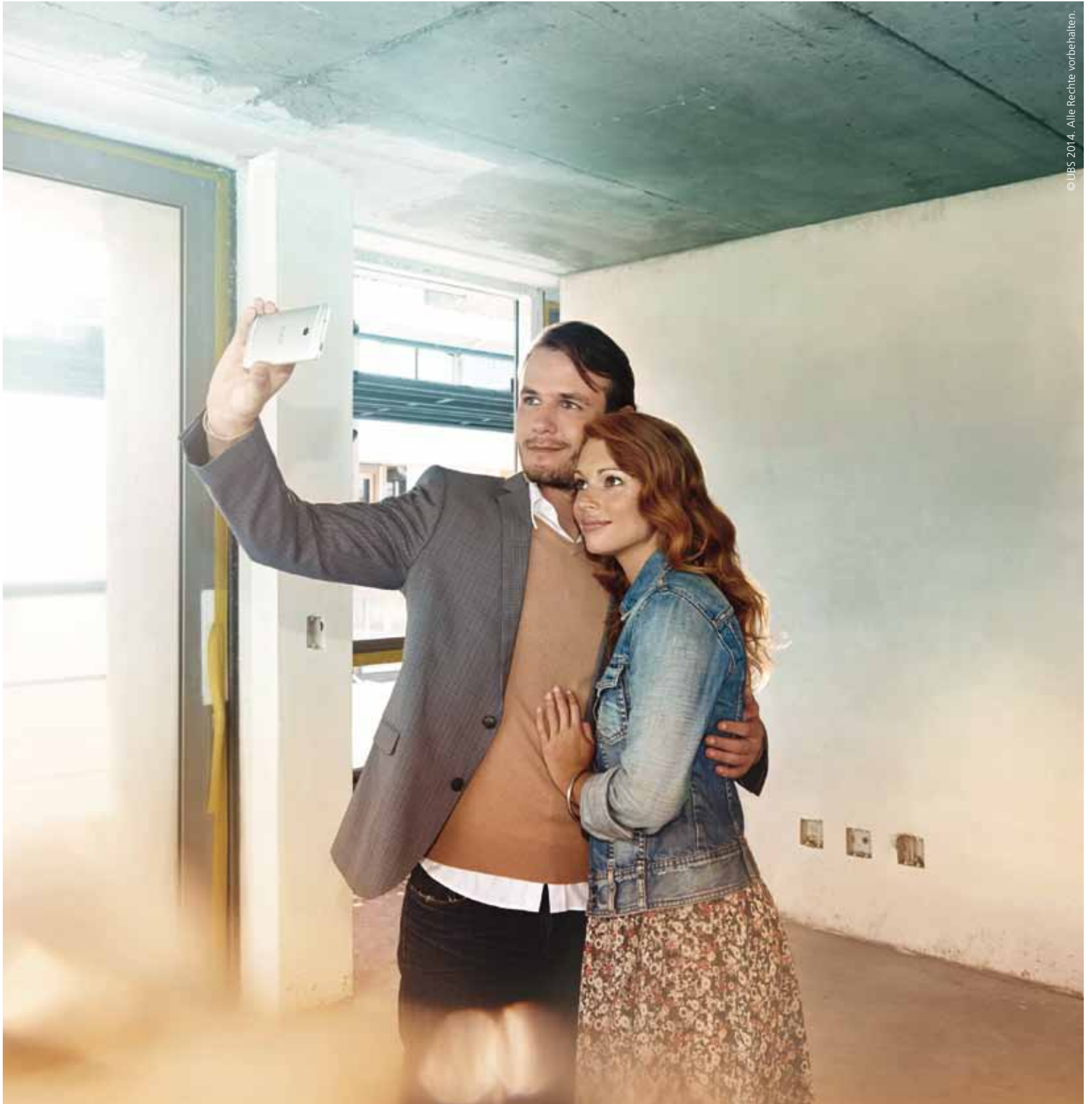
## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**



© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Was auch immer Ihre Vorstellung einer guten Vorsorge ist: *UBS-Vorsorgeberatung.*

Jetzt vorsorgen und Beratung vereinbaren: 0800 001 981  
[www.ubs.com/vorsorge](http://www.ubs.com/vorsorge)



# Maschinen statt Menschen

Von Markus Schär — Es gibt auch in der Schweiz Zehntausende von Werktätigen, die vom Lohn für ihre Arbeit nicht leben können. Statt mehr Lohn brauchen sie mehr Ausbildung.

Es gab nie eine schlechtere Zeit für Arbeitnehmer, die nur «gewöhnliche» Kenntnisse und Fertigkeiten zu bieten haben», schreiben Erik Brynjolfsson und Andrew McAfee. «Denn Computer, Roboter und andere digitale Maschinen eignen sich diese Kenntnisse und Fertigkeiten in einem rasenden Tempo an.» Mit dem Buch «The Second Machine Age» sorgten die beiden Professoren vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) für Aufsehen. Daraus lässt sich auch für die Abstimmung über die Mindestlohninitiative vom 18. Mai viel lernen.

In der Schweiz müssten 330 000 Personen zu Löhnen unter 4000 Franken im Monat arbeiten, klagen die Lautsprecher des Gewerkschaftsbundes. Sie schildern Schicksale von Lageristen, Floristinnen oder Coiffeusen, die nicht von ihrem Lohn leben können – und das seit Jahren. Für diese «Tieflohner» soll das Volk einen Mindestlohn von 22 Franken pro Stunde in die Verfassung schreiben (und vor allem für die Gewerkschaften, die dank flächendeckenden Gesamtarbeitsverträgen zu mehr Macht und Geld kämen).

Ein Denkfehler findet sich allerdings nicht nur in der Behauptung, Hunderttausende von Arbeitnehmern könnten nicht von ihrem Lohn leben: An der Mindestlohninitiative ist alles schief.

Wie die MIT-Ökonomen zeigen, geht eine historische Episode zu Ende: In der Zeit des Kalten Krieges, vom Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 bis zum Fall der Berliner Mauer 1989, erhielten im hochindustrialisierten Westen – und nur da! – auch Arbeitnehmer mit durchschnittlichem Können überdurchschnittliche Löhne: Das Einkommen einer Vollzeitstelle genügte deshalb für eine Familie mit Haus, Auto und Ferien am Meer. Aber diese kurze Zeit ist aufgrund der Globalisierung (die eine Vervielfachung der Arbeitskraft brachte) und der Digitalisierung (die Arbeitskraft überflüssig macht) vorbei.

Die meisten Menschen, die angeblich nicht von ihren Löhnen leben können, müssen es auch nicht. Sie machen, was die Menschen zu allen anderen Zeiten und in allen anderen Erdteilen machten: Sie stocken ihr Einkommen mit Nebenbeschäftigungen auf, oder sie teilen sich den Haushalt mit anderen Erwerbstätigen. Unter den Tieflohnern finden sich denn auch zumeist Berufseinsteiger, die noch bei den Eltern wohnen, Studierende, die in WG leben, oder Mütter, die Teilzeit arbeiten (wollen). Nur



Überdurchschnittliche Löhne.

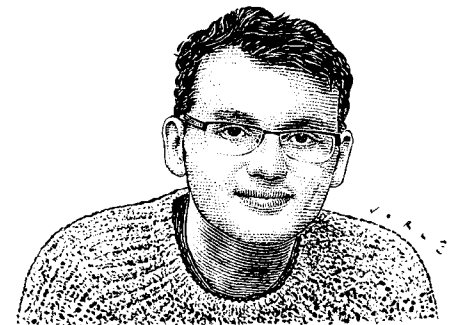
13 Prozent der Personen mit geringen Einkommen zählen zu den *working poor*.

So bleiben allerdings immer noch Zehntausende von Menschen, bei denen der Lohn für eine Vollzeitstelle nicht zum Leben reicht: ein Skandal für die Gewerkschaften und auch für viele Stimmbürger. Die Politik muss ihnen helfen – und das tut sie auch mit der großzügigsten Sozialhilfe der Welt. Aber sie kann ihnen nicht helfen, indem sie Lohnerhöhungen befiehlt.

Denn Unternehmen können den Arbeitskräften nicht mehr bezahlen als den Mehrwert, den sie schaffen. Wenn die Rechnung nicht aufgeht, gibt es zwei Möglichkeiten. Das Unternehmen lagert die Routinearbeit in Länder mit tieferem Lohnniveau aus – das läuft in der Industrie seit Jahrzehnten. Oder die Unternehmen setzen Maschinen statt Menschen ein – das steht, wie Brynjolfsson und McAfee warnen, auch den Dienstleistungen bevor. (Die dritte Möglichkeit droht im Gemüsebau, im Gastgewerbe oder im Detailhandel: Die Unternehmen können nicht überleben.)

Auch in der Schweiz ist die glückliche Zeit vorbei, als es für schlechtes Können gutes Geld gab. Die Politik kann und soll den Schlechtverdienenden helfen, fordern auch die MIT-Ökonomen: Sie muss für mehr Wissen und Können sorgen – aber nicht für mehr Lohn.

# Elefanten umarmen



Stephen Sutton, Spendenwunder.

Er war fünfzehn, als er die niederschmetternde Diagnose erfuhr: Darmkrebs, unheilbares Stadium. Stephen Sutton lebte in der Kleinstadt Burntwood, Staffordshire, und er war gut in jedem Sport, Fussballer, Crossläufer, Rugbyspieler, dazu Drummer einer Rockband, ein normaler Teenager eben, mit besten Schulzeugnissen und in Mathematik sogar ein Jahr voraus. Er schrieb eine Liste mit 46 Dingen, die er noch erleben wollte. Berühmte Schauspieler und Fussballer kennenlernen. Ein Tier umarmen, das grösser war als er. Geld sammeln für andere krebskranke Kinder, mindestens 10 000 Pfund. Er lief immer noch und trainierte seine Hände am Schlagzeug, aber die Metastasen wucherten weiter, ein Bein sollte ihm amputiert werden. Die Operation war jedoch nicht machbar, weil auch schon der ganze Bauchraum befallen war.

Vier Jahre und vier Zyklen von Chemotherapien später. Stephen betrat mehrmals die Schwelle zum Tod, aber er lebt. Er hat einen Elefanten umarmt. Er schloss Freundschaft mit dem populären Schauspieler und Fernsehmoderator Jason Manford, der sich für ihn einsetzt. Fussballer besuchen und unterstützen ihn. Gerade war Premierminister Dave Cameron an seinem Krankenbett im Queen Elizabeth Hospital in Birmingham und pries «seinen Mut und seine unglaubliche Lust am Leben», und da schossen die Spenden auf dem Konto seines Teenage Cancer Trust, für den sich Stephen am Anfang 10 000 Pfund erhofft hatte, nochmals hoch, auf mittlerweile 3,1 Millionen Pfund (4,6 Millionen Franken). Seit er seine Geschichte auf Youtube veröffentlicht hat, wächst die Zahl der Spender lawinenartig. Er wirkt fast euphorisch. «Ich habe noch mehr *good news*», schreibt er auf Facebook, «ich bin aus dem Spital entlassen worden.» Sein Arzt schickte ihn überraschend nach Hause zur Erholung. «Ich möchte einfach ein bisschen Normalität in mein Leben zurückbringen», notiert er. Und er will auch «irgendeine verrückte Sache anpacken». In zwei Wochen wird Stephen Sutton zurückkehren in die andere Normalität. Die Onkologen schlagen ihm eine neue Therapie vor, die noch im Versuchsstadium steckt.

Peter Hartmann

## Joschkas Mythos

Von Alex Baur — Die Schweiz bürgert so grosszügig ein wie keines ihrer Nachbarländer.

Es gibt Mythen, die sind einfach unzerstörbar. Das Monster von Loch Ness zum Beispiel, die zionistische Weltverschwörung, die Atomtoten von Fukushima – oder eben die Mär der ausländerfeindlichen Schweiz, in der es angeblich nur so viele Ausländer gibt, weil so wenige eingebürgert würden. Diese Woche streute der grüne deutsche Altpolitiker Joschka Fischer via *Blick*-Interview die Behauptung, der Ausländeranteil in der Schweiz läge bei 9 statt bei 23 Prozent, wenn man so grosszügig einbürgern würde wie die EU-Länder. Gleichentags tadelte auch die *Financial Times* die «harten Schweizer Einbürgerungsgesetze».

Dass in ganz Europa nur gerade der Stadtstaat Luxemburg einen höheren Ausländeranteil ausweist als die Schweiz, dürfte sich mittlerweile herumgesprochen haben. Der vor allem von linken Kreisen kultivierte Schweizermacher-Mythos aus den siebziger Jahren hält sich indes wacker. Was stimmt: Die Hürden variieren je nach Gemeinde. Während in Zermatt etwa selbst Schweizer ihre Aufnahme in die Bürgergemeinde teuer erstreiten müssen, gewähren gewisse Städte bisweilen sogar Fürsorgebezügern mit rudimentären Sprachkenntnissen den roten Pass. Doch und gemessen an ihren Nachbarn ist die Schweiz ausgesprochen einbürgerungsfreudig.

### Einbürgerungsmuffel Deutschland

Nehmen wir Joschka Fischers Deutschland. 2011 erwarben gemäss der Datenbank Eurostat 109 600 Zuwanderer die deutsche Staatsbürgerschaft; das entspricht 1,5 Prozent der ansässigen Ausländer oder 1,3 Promille der Gesamtbevölkerung. Zum Vergleich: Im selben Jahr liessen sich in der rund zehnmal kleineren Schweiz 36 000 Zuwanderer einbürgern; das entspricht 2,3 Prozent der ansässigen Ausländer oder 4,6 Promille der Gesamtbevölkerung. Kurzum: Gleichgültig wie man rechnet, die Schweiz ist bei der Vergabe der Staatsbürgerschaft viel grosszügiger als Deutschland.

Bei Italien und Österreich fällt die Einbürgerungsquote (1,2 beziehungsweise 0,7 Prozent der Ausländer) sogar noch kläglich aus als in Deutschland, bloss Frankreich liegt mit 3,0 Prozent über dem Schweizer Wert. Nimmt man jedoch die Gesamtbevölkerung zum Massstab, bürgern die vermeintlich ausländerfreundlichen Franzosen mit 1,8 Promille nicht einmal halb so viele Ausländer ein wie die Schweizer. Doch Fakten waren bei der Bildung von Mythen bekanntlich noch nie von Belang.

## Müll im Netz

Von Rico Bandle — Die SRG biedert sich bei der Jugend mit Schwachsinn im Internet an.

Auf der Internetseite von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) lässt eine junge Frau unter dem Titel «Ich, die Mehrheit» täglich darüber abstimmen, wie sie sich im Alltag verhalten soll. «Wasche ich heute mit oder ohne Weichspüler?», lautet eine Frage an das Publikum. Oder: «Verzichten oder verzichten: Darf ich morgen kein Geld ausgeben oder nicht sprechen?» Pony M, so nennt sich die Protagonistin, dokumentiert dann, wie sie den Tag erlebt hat.

SRF preist dieses banale Selbstdarstellungsprojekt als «Trainingsprogramm für Abstimmungsmüde» an. Der Aufwand, den SRF betreibt, ist beträchtlich: Der Sender hat eigens eine «Ich, die Mehrheit»-App für Handys herstellen lassen, damit die Leute auch unterwegs über Weichspüler abstimmen können, in klassischen Fernseh- und Radiobeiträgen wird über Pony M berichtet.



Banale Selbstdarstellung: Pony M.

Sollte Pony Ms «Big Brother»-Spielchen überhaupt eine staatspolitische Wirkung haben, dann höchstens insofern, als es Abstimmungsabstinente in der Haltung bestärkt, der Urne fernzubleiben. Vielleicht war es ja das Ziel der Macher, den jungen Leuten die Unsinnigkeit der direkten Demokratie naheulegen.

«Ich, die Mehrheit» gehört zur steigenden Anzahl reiner Internetprojekte der SRG. Zurzeit erntet vor allem die «Güsel»-Serie des preisgekrönten Slam-Poeten und Kolumnisten Gabriel Vetter viel Lob. So originell die Idee hinter der Trash-Serie über Mülldetektive auch ist, die Pointendichte bleibt eher dürftig. Die Macher von «Tschutter» auf 20minuten.ch oder die Slam-Poetin Lara Stoll haben bewiesen, dass eine solche Serie in vergleichbarer Qualität auch ohne Gebührgelder hervorzubringen ist.

Die beiden SRF-Online-Projekte zeigen: Die Ausdehnung des Service public auf reine Internetinhalte ist gänzlich überflüssig.

## Ultra-Italien

Von Peter Hartmann — In fast leeren Stadien sind Hooligans eine willkommene Kulisse.

Endlose 45 Minuten lang thronte Hooligan-Boss Gennaro De Tommaso, genannt «Genny 'a carogna», was etwa «der Hinterfotzige» oder «das Aas» bedeutet, auf dem Absperrzaun der Napoli-Fankurve im römischen Stadio Olimpico und hielt das Land zum Narren. Auf den VIP-Fauteuils sassen Ministerpräsident Matteo Renzi, Anhänger des Klubs Fiorentina, mit seiner Familie, neben ihm Senatspräsident Pietro Grasso und Roms Polizeipräsident Giuseppe Pecoraro, und sie alle konnten vor laufender Kamera nichts tun gegen den lächerlichen Wichtigtuer, der auf seinem schwarzen Trikot die Aufschrift zur Schau stellte: «Speziale Libero». Antonio Speziale ist ein Idol aus der Ultra-Szene, der wegen eines Polizistenmords im Gefängnis sitzt.

Der Anlass für Gennys Aktion: Der im wahren Sinne durchgeknallte römische Ultra Daniele De Santis, 48, hatte Stunden zuvor auf der Strasse mit einer Beretta Kaliber 7,65 mm gegen Napoli-Tifosi das Feuer eröffnet. Ciro Esposito, 29, ein Hilfspfleger aus Neapel, wurde von einer Kugel in der Wirbelsäule lebensgefährlich verletzt. Erst als der Napoli-Capitano Marek Hamsik als Friedensunterhändler über den Platz zum Kurven-Duce schritt, erteilte dieser die Erlaubnis zum Anpfiff des Cup-Finals zwischen Napoli und Fiorentina. «Genny das Aas» ist jetzt weltberühmt. Regierungen und Parteien kommen und verschwinden in diesem kranken Land, die Rädelsführer der Ultras bleiben. Fast alle haben Mafia-Kontakte und verdienen schwer Geld als Organisatoren des Ticket- und Reisegeschäfts und als Drogendealer. Ihre Macht gründet auf dem Gruppendruck und auf der Omertà innerhalb der Kurve. Die Führergalerie zeigt ergraute Herren, etwa Fabrizio Piscitelli, 47, von Lazio Rom, genannt «Diabolik», der Einzige, der hinter Gittern sitzt. Gerichtliche Stadionverbote greifen nicht. Das Land zählt rund 80 000 Ultras. Vielleicht sollten sie sich mal nachts im Kolosseum treffen, ohne Licht, ohne Kameras, ohne Polizei, ohne Krankenschwestern.

Der wahre Grund, dass die Klubs nichts gegen die Landplage unternehmen: Nur noch acht Prozent der Einnahmen kommen aus dem Kartenverkauf. Die Stadien sind halbleer, als Kulisse für das Fernsehen braucht es die Ultras mit ihren Choreografien und ihrem Lärm. Und das Fanal, das «Genny das Aas» setzte, weckt auch Hoffnungen. Nach jedem grossen Skandal, wie 1982 und 2006, wurde Italien Weltmeister.

## Personenkontrolle

### Sommaruga, Freysinger, Leuthard, Ahmad bin Fahad, Spillmann, Kessler, Markwalder, Kaufmann

Bundesrätin und Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) muss sich unangenehmen Fragen stellen. Der Walliser National- und Staatsrat **Oskar Freysinger** (SVP) wirft ihr und ihrem Departement in einer parlamentarischen Interpellation vor, auf unzulässige Weise in den Abstimmungskampf zur Pädophilen-Initiative einzugreifen. Laut Freysinger haben Sommarugas Beamte das Argumentarium für die Gegner der Initiative verfasst und sind ihnen «während der ganzen Kampagne mit Rat und Tat zur Seite» gestanden. Freysinger argumentiert, Bundesrätin Sommaruga dürfe sich



*Unangenehme Fragen:* Bundesrätin Sommaruga.

nicht derart gegen die Initiative engagieren, da das Parlament sich nicht gegen diese ausgesprochen habe. Das stimmt: Das Parlament gab keine Empfehlung ab. Auch inhaltlich kritisiert der Walliser die Bundesrätin sowie ihren Mitsstreiter **Andrea Caroni** (FDP), die Seite an Seite in der «Arena» des Schweizer Fernsehens auftraten: «Falls die Initiative wider Erwarten abgelehnt werden sollte, mache ich Frau Sommaruga und Herrn Caroni direkt für das nächste Opfer eines sexuellen Wiederholungstäters verantwortlich.» (*gut*)

Will man der Presse- und Propagandaabteilung von Energie- und Umweltministerin **Doris Leuthard** (CVP) glauben, traf sich diese kürzlich mit ihrem Amtskollegen **Rashid Ahmad bin Fahad** aus den Vereinigten Arabischen Emirate (VAE), um mit ihm über eine gemeinsame Strategie in der Energiepolitik zu fachsimpeln. «Die VAE sind daran, ihre Energieversorgung vermehrt auf erneuerbare Quellen abzustützen», heisst es in Leuthards Communiqué, deshalb sei das Land am Know-how aus der Schweiz sehr interessiert. Soweit das offizielle Wunschdenken. Und nun zur Realität: Die Arabischen Emirate setzen auch nach Fukushima voll auf die Kernenergie. Zurzeit befinden sich in den VAE zwei Druck-



*Wunschdenken:* Bin Fahad, Leuthard.

wasserreaktoren (Barakah 1 und 2) von je 1500 MW Leistung im Bau, die Bewilligung für die Reaktorblöcke Barakah 3 und 4 hat Ahmad bin Fahads Ministerium kürzlich erteilt. Das Know-how für ihre Kernkraftwerke holen sich die Araber allerdings nicht in der Schweiz, sondern in Südkorea und Japan. (*axb*)

«10 Jahre in Europa» war der Titel einer Diskussionsrunde an der Uni Bern vom vergangenen Montagabend. Zum Anlass geladen hatten die Botschafter der zehn Länder, welche vor einer Dekade der EU beigetreten waren. Am von NZZ-Chefredaktor **Markus Spillmann** moderierten Podium war man sich einig: Die EU ist toll. Die einheitliche EU-Euphorie wurde aber von *Schweizerzeit*-Redaktor **Olivier Kessler** mit der Frage gestört, ob die Menschen in den neuen EU-Ländern nach vierzig Jahren kommunistischer Unterdrückung nicht ein mulmiges Gefühl hätten, da sich die EU immer mehr zu einer zentralistischen, bürokratischen und freiheitseinschränkenden Institution entwickle? Nach einem Raunen im Saal gab Nationalrätin und Nebs-Präsidentin **Christa Markwalder** die Antwort: «Sie können die EU doch nicht mit der Sowjetunion vergleichen! Was fällt Ihnen ein?» Wofür sie Beifall erhielt. (*cmu*)

Das Schweizer Radio kritisierte kürzlich, dass der schwedische Botschafter sich mit Schweizer Parlamentariern im Zusammenhang mit dem Grippe traf. Autor des Berichts ist **Bruno Kaufmann**, bis vor kurzem Skandinavien-Korrespondent des *Tages-Anzeigers*. Sein Engagement gegen das Kampfflugzeug überrascht nicht: Noch in den neunziger Jahren war er Sekretär der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee. (*gut*)



*Raunen im Saal:* Nationalrätin Markwalder.

## Nachruf



*Neuartige Satire:* MAD-Chef Feldstein.

**Al Feldstein (1925–2014)** — Der Medienphilosoph Marshall McLuhan bezeichnete einst die Zeitschrift, die Feldstein zu einer Auflage von über zwei Millionen stemmte (Mitte der siebziger Jahre), als «verrückte Vorschule des Fernsehens». Gemeint war das durchgeknallte *MAD*, das 1967 auch als deutscher Ableger auf den Markt kam und mit einem Ensemble von Karikaturisten, Illustratoren und Comiczeichnern bekannt machte, das in keines der bisher üblichen Humor- und Satire-Raster passte – schon gar nicht im deutschsprachigen Raum.

Das 1952 von Harvey Kurtzman gegründete Blatt war anfänglich ein Comicmagazin, in dem bekannte Comicfiguren und -serien parodiert wurden. Erst als Al Feldstein, der als Comiczeichner begann, 1956 *MAD* übernahm, krepelte er das Heft zu einem satirischen Magazin um, holte die von Kurtzman erfundene Figur Alfred E. Neuman auf den Titel und machte sie zum Markenzeichen. Das dämliche Pfannkuchengesicht mit der Zahnlucke wurde zum Symbol einer völlig neuartigen Satire, die sich vor allem der Bildermedien, Film und TV, annahm und ihre Promis, von den schafsbloßen Quiz- und Show-Krachsädeln bis zu den Polit- und Moral-Vorbellern, durch den Kakao zog. Al Feldstein hatte mit dem «bilsymbolischen Zeitalter» (McLuhan) am virtuosesten gespielt. Höhepunkte waren jene Verkackeierungen aller möglichen echten und fiktiven Popfiguren durch Alfred E. Neuman. Ob er sich als Darth Vader unterbelichtet durch den «Star Wars»-Hype grinste («What, me worry?») oder als George W. Bush dessen Politik erklärte, Al Feldman spiesste den Irrsinn des Bilderzeitalters auf. *Wolfram Knorr*

# Brandmauern der Freiheit

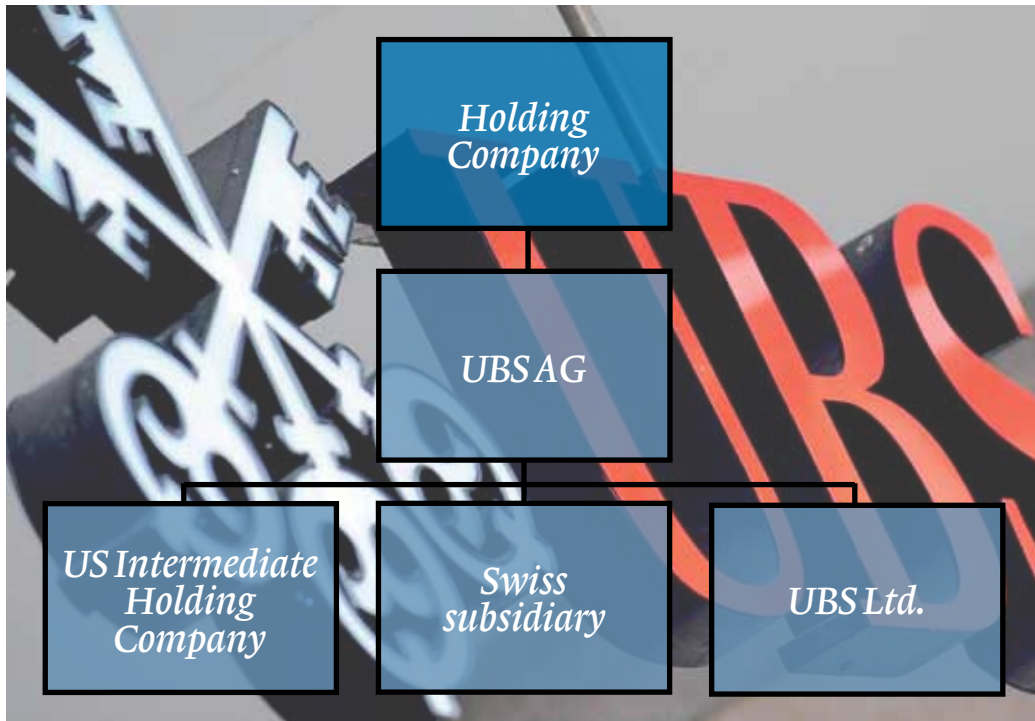
*Von Florian Schwab* — Die UBS organisiert sich neu als Holdinggesellschaft. Davon versprechen sich die Aktionäre höhere Renditen, die Regulatoren ein einfacheres Leben und die Schweizer Steuerzahler geringere Haftungsrisiken. Geht die Rechnung für alle auf?

Die Diskussion ist mindestens so alt wie die Rettung der UBS durch den Schweizer Staat im Herbst 2008: Sollten sich die Grossbanken als Holdings mit selbständigen Ländergesellschaften organisieren? Was auf den ersten Blick tönt wie eine Frage, für die sich bestenfalls spezialisierte Wirtschaftsjuristen erwärmen können, ist politisch brisant. Immerhin hatte das riskante Verhalten der UBS-Investmentbank im amerikanischen Hypothekenmarkt die Bank derart in Schieflage gebracht, dass der Staat rettend eingreifen musste. Seither schwören sich sowohl die Politik als auch der Finanzsektor, so etwas dürfe sich nicht wieder ereignen.

Als Lösung für diese *too big to fail*-Problematik (TBTF), also für das Problem, dass Finanzinstitute so gross und wichtig werden, dass der Öffentlichkeit nichts anders übrigbleibt als sie im Notfall zu retten, wurde schon früh von politischer Seite die Lösung ins Spiel gebracht, die Grossbanken in Ländergesellschaften aufzuspalten. Am 25. Februar 2009 forderte die Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) den Bundesrat in einer von SVP und SP unterstützten Motion mit dem Namen «Weniger Risiken für den Finanzmarkt» dazu auf, zu prüfen, «ob mit einer Trennung der Bankaktivitäten in In- und Auslandsgeschäft oder nach Geschäftstätigkeit (Trennbankensystem) in voneinander unabhängige, selbständige Tochtergesellschaften das Klumpenrisiko für die Schweiz verringert werden kann». Der Bundesrat beantwortete nur die Frage nach dem Trennbankensystem («ablehnende Haltung»), liess die Frage nach einer geografischen Trennung aber unbeantwortet.

## «Amerikanische Teile abspalten»

Zu den frühesten Verfechtern der Idee gehörte SVP-Nationalrat Christoph Blocher. «Die grossen Niederlassungen im Ausland müssen voneinander unabhängig sein. Am wichtigsten ist, dass die Banken verpflichtet werden, die überaus grossen amerikanischen Teile abzuspalten», sagte Blocher dem *Tages-Anzeiger* im April 2011. In einer Diskussion in der Fernsehsendung *Bilanz Standpunkte* mit dem damaligen UBS-Chef Oswald Grübel einige Monate zuvor hatte Blocher dasselbe Argument formuliert. Auch Grübel bestätigte, dass ein solcher Schritt den Aktienkurs der UBS nach oben treiben würde, bezeichnete ihn aber damals als nicht durchführbar. Zwei Jahre früher, also kurz nach der UBS-Rettung, hatte Grübel nach damaliger Darstellung des *Tages-Anzeigers* in einer Rede vor



Lösung für *too big to fail*-Problematik? Neue Holdingstruktur der UBS.



*Klumpenrisiko verringert*: UBS-CEO Ermotti.



«Regulatorischer Druck»: VR-Präsident Weber.

dem Zürcher Business Club noch damit gedroht, «dass die Grossbanken ihren Sitz aus der Schweiz verlegen würden, wenn sie von den Aufsichtsbehörden gezwungen würden, sich als Holding zu organisieren». Die Idee dabei: Eine Holdinggesellschaft ist mobiler als eine Firma mit substanziellem Bankgeschäft in der Schweiz und wäre gegenüber ihren Aktionären verpflichtet, sich dort niederzulassen, wo sie die höchsten Renditen auf das Kapital der Aktionäre – das Eigenkapital – erwirtschaften kann. Oder anders gesagt: Wo sie ihre Bilanz mit am wenigsten Eigenkapital unterlegen muss.

Anfang Woche hat die UBS nun konkrete Pläne für eine Änderung ihrer Rechtsform bekanntgegeben – ohne freilich eine Sitzverlegung anzupeilen. Angekündigt hatte die Bank die Auslagerung des Schweizer Geschäfts in eine unabhängige Tochter bereits im Jahr 2013. Unter Vorbehalt der regulatorischen Genehmigung und der Zustimmung ihrer Aktionäre möchte die UBS später im Jahr mit dem Umbau beginnen. Kernstück dabei sind die Gründung einer Konzernholding und die Organisation des Ländergeschäfts in unabhängigen Tochtergesellschaften. Das US-Geschäft soll in

einer eigenen Zwischenholdinggesellschaft organisiert werden. In Grossbritannien soll die dortige UBS Ltd. «einen grösseren Teil der mit ihren Geschäftsaktivitäten verbundenen Risiken und Chancen tragen», wofür die UBS die Kapitalisierung ihrer Tochter verstärken möchte. Für die Schweiz schreibt die UBS: «Die künftige Tochtergesellschaft dürfte den Bereich Retail & Corporate sowie das in der Schweiz gebuchte Wealth-Management-Geschäft umfassen, was jedoch noch nicht abschliessend festgelegt ist.» Das Fernziel der Restrukturierung sei es, so hört man aus der Bank, das Geschäft dezentral und dadurch weniger verwundbar aufzustellen.

Auch die Credit Suisse annoncierte bereits im letzten Herbst die Auslagerung des Schweizer Geschäfts in eine eigene Tochtergesellschaft – «auf regulatorischen Druck», wie die NZZ schrieb. Im Zentrum steht für die UBS laut Verwaltungsratspräsident Axel Weber, «die Abwicklungsfähigkeit deutlich zu verbessern». Dies «vor dem Hintergrund der sich wandelnden globalen regulatorischen Anforderungen».

### Überwachung wird einfacher

Ein ehemaliger UBS-Spitzenmanager stellt fest: «Die Entwicklung ist auch durch die Regulatoren angetrieben.» Er erklärt, dass die Überwachung und Regulierung der nach Ländern aufgespalteten Banken einfacher sei. «Früher gab es mindestens einmal jährlich ein gemeinsames Meeting der Grossbank mit den Regulatoren aus der Schweiz, England und den USA, und die Interessen gingen in sehr gegensätzliche Richtungen.» Insbesondere die USA akzeptierten reine Niederlassungen ausländischer Banken immer weniger, sondern verlangten eigenständige Tochtergesellschaften mit eigenem Kapital. Dies sei auch der Schlüssel, warum vor wenigen Jahren eine solche Struktur noch nicht möglich gewesen wäre: Bei der damals dünnen Kapitalisierung sei es einfach nicht realisierbar gewesen, die Tochtergesellschaften separat mit Eigenkapital zu unterfüttern.

Die UBS widerlegt Kritiker, die ihr ein rein profitgetriebenes Denken unterstellen. Die neue Struktur bringt Stabilität, aber sie fordert auch Verzicht. Erfahrene Bankmanager sehen die Zergliederung unter dem reinen Renditeaspekt kritisch. Es werde schwieriger, globale Bankdienstleistungen zu erbringen, woran die Wirtschaft insgesamt leide. Globale Transaktionen seien die Voraussetzung für komplexe internationale Finanzierungen und somit für wichtige Teile der Industrie und des Handels. Bank-Holdings können nicht mehr von impliziten Staatsgarantien und Synergieeffekten der Grösse profitieren. Was aus staatspolitischer Sicht beruhigend ist.

Für Blocher ist die Ankündigung der UBS eine Bestätigung seiner frühen Haltung: «Wir haben die Grossbanken jedes Jahr auf unsere Position aufmerksam gemacht und sind bis vor



«Auf Ablehnung gestossen»: Nationalrat Blocher.



«Haftung vermindern»: Professor Birchler.

einem Jahr eher auf Ablehnung gestossen.» Nun aber bestehe die «echte Chance, dass die ganz grossen Risiken in den jeweiligen Ländergesellschaften in New York und London isoliert bleiben». Die *too big to fail*-Problematik erachtet er damit als weitgehend gelöst: Bei Schwierigkeiten der US-Tochtergesellschaft würde gegebenenfalls die Holdinggesellschaft mit haften, nicht aber die selbständige Schweizer Tochtergesellschaft, die in den UBS-Plänen «Swiss sub-

### Die UBS widerlegt Kritiker, die ihr ein rein profitgetriebenes Denken unterstellen.

sidiary» genannt wird. Aus Sicht des Schweizer Steuerzahlers bleibt dies die relevante Frage: Halten die durch die neue Struktur aufgezeigten Brandmauern im Ernstfall?

Durch die Holdingstruktur geht zuerst nur die Tochtergesellschaft in Konkurs, nicht gleich die ganze Bankengruppe. Eine solche Konzernstruktur könne die gegenseitige Haftung vermindern, bestätigt der Zürcher Bankenprofessor Urs Birchler, ein Experte für die *too big to fail*-Problematik. Vollständig aufheben liessen sich die Haftungsrisiken allerdings nicht: «Auch innerhalb einer Gruppe gibt es faktische

Beistandspflichten und gegenseitige Haftung.» Eine Garantie, dass diese vor der Holding oder – spätestens – vor der Schweizer Tochtergesellschaft haltmache, bestehe nicht. Das Schweizer Recht spricht in dem Zusammenhang auch von einem Durchgriff der Haftung.

### «Faktische Abhängigkeit»

Kritiker der Holding-Idee haben schon früher auf einen Entscheid des Bundesgerichts verwiesen, den auch diese Zeitung bereits mehrfach zitiert hat: In den 1980er Jahren hatte die damalige Kreditanstalt, heute Credit Suisse, die von ihr gehaltene Investmentbank First Boston und die Industriefirma Elektrowatt in eine Holding eingebracht. Doch die Eidgenössische Bankenkommision EBK (die Vorgängerbehörde der Finma) und das Bundesgericht stellten fest, dass innerhalb «eines wie immer gearteten Bankkonzerns eine faktische Abhängigkeit der Solvenz und Vertrauenswürdigkeit der einzelnen Gesellschaften» bestehe.

Trotz diesem Einwand bleibt die zeitliche Abfolge beim Konkurs einer Tochtergesellschaft ein starkes Argument für die Holdingstruktur: Solange kein Schweizer Gericht entscheidet, dass allfällige ausländische Haftungsklagen gegen die Schweizer Tochtergesellschaft berechtigt sind, kann diese zumindest theoretisch ihre Kerndienstleistungen für die Schweizer Wirtschaft aufrechterhalten.

Dennoch: Die Ankündigung der Bank rief auch prompt Gegner auf den Plan. Der *Tages-Anzeiger* kritisierte am Dienstag umgehend die geplante Kapitalrückzahlung an die Aktionäre. Die UBS möchte nämlich, um den Aktionären die neue Organisationsform schmackhaft zu machen, einen vorteilhaften Preis für den Aktienaustausch offerieren. Eigenkapital im Umfang von mindestens Fr. 0.25 pro Aktie soll an die Aktionäre zurückfliessen.

Es sei, findet der *Tages-Anzeiger*, ein «Schönheitsfehler aus volkswirtschaftlicher Perspektive», dass die UBS «das freiwerdende Kapital in Form einer Sonderdividende gleich an die Aktionäre auszuzahlen gedenkt», anstatt es in ihre eigene Widerstandsfähigkeit im Krisenfall zu investieren.

Die UBS dagegen argumentiert zu Recht, dass die Bank punkto Eigenkapital sehr komfortabel dastehe und es sich schlichtweg leisten könne, ihren treuen Aktionären diese Vergütung zukommen zu lassen. Das Eigenkapitalpolster bleibe damit immer noch höher als bei vergleichbaren Konkurrenten. Die Auszahlung stehe längerfristig für die neue Strategie, die Aktionäre durch Dividenden am Erfolg zu beteiligen, anstatt durch möglichst aggressive Geschäfte den Konzerngewinn nach oben zu treiben wie zur Jahrtausendwende. Die UBS orientiere sich hier an skandinavischen Banken, die langfristige Solidität und nachhaltige Gewinne grosschreiben.

## Verdummung

Von Henryk M. Broder — Die «Spitzenkandidaten» vor den Europawahlen.



Wissen Sie, wie man Gott zum Lachen bringt? Man macht einen Plan. Wie die meisten Menschen, die nicht an Gott glauben, bin ich abergläubisch. Ich treffe Verab-

redungen nur kurzfristig und unter Vorbehalt: «Falls nichts dazwischenkommt!» Wenn möglich, buche ich Reisen nur *one way*. Termine trage ich nachträglich in meinen Kalender ein.

Der Vorsitzende der deutschen Sozialdemokraten, Sigmar Gabriel, ist ganz anders drauf. Ob er an Gott glaubt, weiss ich nicht, aber vieles spricht dafür, dass er keine Bedenken hat, *Ihn* herauszufordern. Letzten Montag machte er auf einer Pressekonferenz in Berlin seine Haltung zum Ausgang der Europawahlen klar, die in Deutschland am 25. Mai stattfinden sollen. Präsident der EU-Kommission, so Gabriel, dürfe nur einer der Spitzenkandidaten werden, Martin Schulz oder Jean-Claude Juncker. Sollte der Europäische Rat – das Gremium der 28 Staats- bzw. Regierungschefs – jemand anderen als Kommissionspräsidenten vorschlagen, so wäre das «die grösste Volksverdummungsaktion in der Geschichte der Europäischen Union», ein solcher Schritt würde «die europäische Demokratie auf lange Zeit zerstören».

Nun wählen die Europäer weder die Kommission noch den Europäischen Rat. Sie wählen das Europäische Parlament. Dessen Kompetenzen sind beschränkt. Es kann keinen eigenen Kandidaten für den Posten des Kommissionspräsidenten benennen; es «wählt», so bestimmt es der Vertrag von Lissabon, denjenigen Kandidaten zum Kommissionspräsidenten, der vom Europäischen Rat vorgeschlagen wurde, wobei der Rat das Ergebnis der Parlamentswahlen «berücksichtigen» sollte. Es steht dem Rat aber frei, einen Kandidaten seiner Wahl zu nominieren. Weder Juncker noch Schulz haben einen Anspruch darauf, zum Kommissionspräsidenten gewählt zu werden. Möglicherweise hat Gabriel den Vertrag von Lissabon nicht gelesen. Wenn hier jemand das Volk verdummt, dann sind es die Volksparteien; sie haben die «Spitzenkandidaten» erfunden, um den Wahlkampf «spannender» zu machen. Und so könnte es passieren, dass Gabriel und die beiden «Spitzenkandidaten» nach der Europawahl lange Gesichter machen, während Gott sich vor Lachen nicht auf den Beinen halten kann.

## Vorsicht: Vorsichtsprinzip

Von Silvio Borner — Wissenschaftliche Erkenntnisse gegen diffuse Ängste und Befürchtungen: Im politischen Spiel haben Letztere die Oberhand.

Religion entwickelt absolute Dogmen, die Runs zu Gläubigen oder Ungläubigen machen. Die Wissenschaft dagegen fördert objektive Erkenntnisse, die immer kritisch zu überprüfen sind und so niemals in den Rang einer endgültigen Wahrheit aufsteigen. Aber immerhin schafft sie nachvollziehbare und daher auch widerlegbare Erkenntnisse. Neben religiösen Dogmen und wissenschaftlichen Erkenntnissen gibt es noch die öffentliche Meinung. Sie ist die mehrheitsfähige Antwort auf aktuelle Fragestellungen, die durch Ideologien und Wissen geformt wird. Doch wie wirken sich wissenschaftliche Erkenntnisse auf die politische Meinungsbildung aus?

Das ist eine uralte Frage. Religionen und Ideologien setzten der freien Wissenschaft lange Grenzen, die erst durch die Aufklärung überwunden schienen. Neuerdings zeichnet sich eine neue Welle der Ideologisierung und Politisierung der Wissenschaft ab, die massgeblich auch auf diffusen Ängsten in der Bevölkerung und der politisch korrekten Finanzierung der Forschung beruht. Am besten lässt sich das Phänomen am Beispiel von technologisch-medizinischen Risiken illustrieren. Hier liegen gefühlte Ängste und Befürchtungen oft völlig quer zur wissenschaftlichen Beurteilung. Krasse Beispiele in der Schweiz wären hier die skandalisierten Risiken der Nukleartechnologie, der gentechnisch veränderten Organismen (GVO) oder der Mobilfunkantennen. Die Angst vor Reaktorunfällen steht gar zuoberst auf der Liste populärer Befürchtungen, aber auch die anderen werden im Vergleich zu objektiv viel grösseren Gefahren überschätzt.

Im Gegensatz zur öffentlichen Meinung ist sich die wissenschaftliche Forschung einig, dass bei Nuklearreaktoren ein absolut minimales Restrisiko übrig bleibt, das zudem mit neuen Generationen von Reaktortypen gegen null strebt. Im Vergleich zu allen anderen Risiken von Grosstechnologien zur Energiegewinnung schneidet die Atombranche in allen neutralen Untersuchungen am besten ab. Bei der Schädlichkeit von GVO ist das Urteil der Wissenschaft überwältigend eindeutig: Es gibt kaum Risiken, und diese sind mit Sicherheit geringer als die unkontrollierten Genmanipulationen der Vergangenheit.

Vor Jahren machte eine Studie Schlagzeilen, die für Ratten, die man mit GVO-Nahrung

gefüttert hatte, ein höheres Krebsrisiko auswies. Diese Studie ist längst widerlegt, beherrscht aber immer noch die schweizerische öffentliche Meinung. Zum Teil ist hier die Wissenschaft selber schuld, weil gerade die renommiertesten Zeitschriften viel lieber «positive» Resultate publizieren als «negative».

Interessant ist auch die Frage, weshalb diese Debatte in den USA ganz anders verläuft, wo GVO kein umstrittenes Thema mehr sind. Ein wichtiger Grund liegt sicher darin, dass die Landwirtschaft der USA wettbewerbssexponiert und exportorientiert ist und demzufolge Innovationen begrüsst, die die Erträge steigern und die Kosten senken. Ein anderer Grund ist aber auch die sogenannte Pfadabhängigkeit, sprich: die wechselseitige Verstärkung von öffentlicher Meinung und politischem Aktionismus. Die Politik verstärkt so die öffentliche Fehlbeurteilung der Risiken,

einerseits durch restriktive Regulierungen nach dem «Vorsichtsprinzip» und durch unsachliche Agitation andererseits.

Das schweizerische GVO-Moratorium wurde damit begründet, dass zuerst ein Nationales Forschungsprogramm das Für und Wider von GVO objektiv und nüchtern wissenschaftlich abklären sollte. Obwohl die Forschung

vollständige Entwarnung gab, verlängerte man das Moratorium.

Für Politiker tut sich ein beachtliches Dilemma auf: Können oder sollen Politiker sich an den gefühlten Ängsten oder an den objektiven Risiken ausrichten? Wer für die Zukunft Verantwortung übernehmen will, müsste eigentlich das Letztere tun. Wer dagegen wiedergewählt werden will, muss nicht nur die Irrtümer der Bevölkerung ernst nehmen, sondern schürt diese Ängste am besten gleich noch weiter. Und so verbieten wir am Schluss die Nukleartechnik und fördern sogenannte erneuerbare Energien, die physikalisch in doppelter Hinsicht einen Rückschritt bedeuten: Zum einen tauschen wir extrem dichte Energieträger (beispielsweise Uran) gegen extrem «dünne» wie Wind und Sonne ein, zum anderen planbare und zuverlässige Quellen gegen unzuverlässige und schwankende. Als Steigerung dieses Unsinn bleibt nur noch der Versuch, die Stromversorgung mit eingefangenen Blitzen sicherzustellen.





# Sackgasse

Von Hansrudolf Kamer— Hohe Arbeitslosigkeit, industrielle Schwindsucht und zu grosse Staatsverschuldung treiben Frankreichs Präsidenten Hollande tiefer ins Schlamassel.



Frankreich ringt mit den Folgen seiner politischen Wegwahl. Vor zwei Jahren beförderte es einen Sozialisten ins höchste Staatsamt, der ein normaler Präsident sein wollte. Das war eine klare Ablehnung

des Bisherigen und eine Wette auf die Zukunft. Seither ist das Land noch tiefer in die Krise geraten.

François Hollande, der unbeliebteste Staatschef der Fünften Republik, hat sich zwar als Sozialdemokrat geoutet und einen populären «Macher» zum Premierminister berufen. Doch der politischen Reform-Blockade ist er damit nicht entronnen. Der Übernahmekampf um den Alstom-Konzern illustriert die missliche Lage.

Die drohende Pleite des TGV-Herstellers symbolisiert die Verfassung der zweitgrössten Volkswirtschaft in der Euro-Zone. Das Privatunternehmen konnte bereits vor zehn Jahren nur dank eines staatlichen Eingriffs «gerettet» werden. Ob Hollande und Manuel Valls wirklich der ruinösen nationalen Industriepolitik abschwören, wird an diesem Beispiel durchexerziert.

## «Airbus auf Schienen»

Gewerkschaften forderten eine Verstaatlichung. Hollande schaltete sich ein. Via Parteikanäle wurde der deutsche Siemens-Konzern aufgefordert, ein Übernahmeangebot vorzulegen, um zu verhindern, dass sich der amerikanische Riese General Electric (GE) Alstom einverleibt. GE ist aber seit langem in Frankreich ansässig, beschäftigt 11 000 Angestellte, hat die Schaffung neuer Arbeitsplätze versprochen und geniesst das Vertrauen der Alstom-Führung.

Siemens war dagegen jahrelang der ungeliebte Konkurrent. Plötzlich ist nun von einem «Airbus auf Schienen» die Rede – ein Schlagwort, das auch dem deutschen SPD-Wirtschaftsminister Gabriel leicht über die Lippen kommt.

Industriepolitik und Europapolitik – sie illustrieren das zwiespältige Verhältnis Frankreichs gegenüber der Europäischen Union. Bei einem Zusammengehen mit Siemens liesse sich behaupten, es handle sich um ein

zukunftsträchtiges Europaprojekt, das im höheren Interesse liege. Europa wird instrumentalisiert, damit die falsche Industriepolitik kaschiert werden kann.

Zum Leidwesen für die französische Regierung beharrt Europa – sprich Deutschland – wegen der Stabilität der gemeinsamen Währung auf Ausgabendisziplin. Frankreichs staatliche Neuverschuldung kann nicht unter Kontrolle gebracht werden. Paris hat bereits zwei Jahre Aufschub erhalten. 2015 müsste der jährliche Richtwert wieder unter die Drei-Prozent-Marke gedrückt werden.

Premierminister Valls wollte zunächst nicht, besann sich dann aber eines Besseren und legte ein Stabilitätsprogramm vor, das «Maastrichtkonform» wäre. Brüssel ist diesbezüglich anderer Ansicht. Es geht hier um die übliche Prognose-Akrobatik: Frankreich schraubt an den Zahlen und rechnet zweckgerichtet mit einem schnelleren Wirtschaftswachstum als die Brüsseler Kommission.

In der Nationalversammlung gewann Manuel Valls die Abstimmung über das Sparpaket. Allerdings brauchte er die Hilfe einiger Zentristen der Union des démocrates et indépendants. Eine neue politische Basis ist das aber nicht. Den meisten Mitgliedern der Zentrumsunion ist klar, dass sie an der Seite der Sozialisten untergehen könnten.

In der eigenen Partei bleibt der ehemalige Innenminister unbeliebt. Der linke Flügel sperrt sich gegen Reformen, die die Wettbewerbsfähigkeit Frankreichs wiederherstellen könnten. Ebenso möchte er die europäische «Austeritätspolitik» untergraben und die Versuche stoppen, die Radikalisierung islamistischer Jugendlicher einzudämmen.

Und einen Mentalitätswandel gibt es ohnehin nicht. Das dirigistisch bürokratische Denken ist auch im nichtsozialistischen Lager, bei den Konservativen ebenso wie beim Front national, stark verankert. Politiker und Beamte glauben seit je, sie wüssten besser als die «blinden Marktkräfte», wo, was und wie investiert werden soll und was für Unternehmen und Beschäftigung gut ist.

Deshalb wird Frankreich so schnell nicht aus der politischen Sackgasse herausfinden. Hollande hat zwar vor kurzem erklärt, er werde 2017 nicht erneut als Präsident kandidieren, wenn bis dann die Arbeitslosigkeit nicht gesunken sei. Das Versprechen ist völlig inhaltsleer. Drei Jahre sind eine halbe Ewigkeit, in der die Arbeitslosigkeit mal rauf-, dann auch mal runtergeht.

Die letzte Hoffnung ist die Europäische Zentralbank. Manuel Valls hat ihr seit seinem Amtsantritt mehrmals vorgeworfen, sie betreibe eine weniger expansionistische Geldpolitik als die Notenbanken Amerikas, Britanniens und Japans. Der Euro sei deshalb zu stark und belaste die französische Wettbewerbsfähigkeit.

Pech für ihn, dass die Krise um die Ukraine die Einheitswährung tendenziell stärkt. Russische Fluchtgelder suchen vor allem den Euro als Schutz und sicheren Hafen auf. Es scheint, als habe sich auch die Geopolitik gegen Frankreich verschworen.



Prognose-Akrobatik: Präsident Hollande (l.) mit Premier Valls.

## Die «Rundschau» und der Grippe

Von Christoph Mörgeli

Das ist Ueli Maurers Wunschvogel.» Auf solchem Niveau beschäftigte sich die «Rundschau» von Fernsehen SRF mit der Grippe-Beschaffung. «Weshalb Sicherheitsexperten keine eigentliche Bedrohung sehen», wurde eingeleitet. «Weshalb brauchen wir überhaupt ein Kampfflugzeug?», wollte die Sendung wissen. Und man mutete dem Verteidigungsminister die Frage zu: «Wer soll in die Schweiz einmarschieren? ... Die Österreicher? Die Liechtensteiner?» Maurer fand solchen Schwachsinn «tendenziös»: «Das zeigt Ihre Haltung in diesem Geschäft.»

Hat die «Rundschau» eine «Haltung» zum Grippe? Natürlich hat sie das. Redaktionsleiter Mario Poletti schießt seit je scharf gegen Rüstungsgeschäfte. 1993 veröffentlichte er das Buch «Der Pilatus-Swindel» gegen die Ausfuhr der Schweizer Schulungsflugzeuge PC-7 und PC-9. Polettis ideologische Kampfschrift erschien im Verlag der «Arbeitsgemeinschaft für Rüstungskontrolle und ein Waffenausfuhrverbot», mit welcher der Buchautor eine Bürogemeinschaft pflegte. Klar, dass die GSoA-nahe Arbeits- und Bürogemeinschaft auch den F/A-18 bekämpfte.

Im Marsch durch die Institutionen ist Mario Poletti mittlerweile an der Spitze der «Rundschau» angelangt. Statt kleine, abseitige Traktätchen zu schreiben, beeinflusst er jetzt im Staatssender die ganze Nation. In seinem «Pilatus-Swindel» hat Poletti einem der grössten Zentralschweizer Arbeitgeber nicht weniger als «Völkermord» unterstellt. Er fantasierte die langsamen, verwundbaren Kleinflugzeuge zu mordenden Monstern in «kriegsmässiger Verwendung» hoch. Er witterte überall «schmutzige Geschäfte» und «Rassisten». Und verband seine Sauce mit dem üblichen Klassenkampf: «Die Pilatus-Manager verdienen viel Geld. Beim Rüstungs-Poker verliert die Belegschaft.»

Der Aviatikspezialist Mario Poletti sah rabenschwarz: «Die Absatzprognosen für den PC-12 sind alles andere als rosig.» Knapp daneben. Die Pilatus-Werke haben mehr als 1200 PC-12 verkauft. Doch Pazifisten wie Poletti sind ständig im Krieg. Wenn man ihnen Macht gibt, werden sie zur Gefahr. Und machen aus Andersdenkenden Kleinholz. Pech für Ueli Maurer. Pech für die Armee. Pech für die Schweiz. Man lese nur den «Pilatus-Swindel». Dort nennt der ausgebildete Historiker Poletti Henri Guisan «Henry Guisan». Mit Generälen konnte es der «Rundschau»-Chef noch nie.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Berner, holt den Wolf

Von Peter Bodenmann — Alexander Tschäppät und Reto Nause kapitulieren vor Fussball-Hooligans.



Zum Ärger der Rechten: Zürcher Stadtrat Wolff nach seiner Wahl 2013.

Die Berner haben in letzter Zeit mit Randalierern kein glückliches Händchen. Im Tierpark Dählhölzli quälte der russische Bärenpapa Mischa seine beiden Jungen ungestraft zu Tode. Kein Putin sorgte für Ordnung. Und beim miserabel besuchten Cup-Final zwischen den Fussballklubs von Basel und Zürich kam es wieder zu medienwirksamer Pyro-Randale. Mit ein paar zehntausend Franken Sachschaden. Eigentlich lächerlich wenig, wenn man bedenkt, was die Steuerhinterzieher-Banken die Schweizer Steuerzahler laufend kosten.

Berner-Stapi Alexander Tschäppät und Polizei-Chef Reto Nause wollen nichts mehr vom Cupfinal wissen. Sollen sich andere Städte ab 2015 mit den Fussballchaoten herumärgern. Die SVP forderte ihrerseits ein neues Bundesgesetz gegen böse Hooligans.

Der Fussballverband versucht mit 200 000 Franken Schmiergeld die Wogen zu glätten. Mit welchem Erfolg, wissen wir noch nicht.

Das Drehbuch des 1. Mai in Zürich war während Jahren immer das Gleiche. Die Polizei zählt absichtlich zu wenig Demonstranten. Dies, um die Organisatoren erfolgreich zu ärgern. Die Nachdemo des schwarzen Blocks wird eingekesselt. Niemand kommt in den Kessel rein und niemand aus dem Kessel raus. Die Temperatur steigt an. Und alle bekamen, worauf sie gewartet hatten: Gewaltszenen mitten im sonst braven Zürich.

Dieses Jahr hofften viele insgeheim auf einen grösseren Chlapf. Die unermüdlich anti-kapitalistische Andrea Stauffacher – nomen est omen – war endlich wieder auf freiem Fuss. Der schwarze Block somit so stark wie schon lange nicht mehr. Und die Verantwortung lag auf den Schultern des linksalternativen Stadtrats Richard Wolff. Ausgerechnet.

Organisatoren und Polizei zählten – der Zufall will es – dieses Jahr in Zürich genau gleich viele Demonstranten: Nicht weniger als 14 000 Menschen demonstrierten schwergewichtig für den Mindestlohn von 4000 Franken pro Monat.

Die Polizei war mit über 1200 Mann vor Ort. Der schwarze Block wurde trotzdem nicht hermetisch eingekesselt, sondern die Bewegten konnten beim Helvetiaplatz ungestört rein und raus spazieren. Ohne von der Polizei gross belästigt zu werden.

Alles blieb in Zürich – zum Ärger der Rechten – friedlich.

Die Steinböcke in den Alpen haben nur überlebt, weil der italienische König Vittorio Emanuele II. 1836 die besten Steinbockwilderer zu seinen gutbezahlten Wildhütern ernannte.

Nächstes Jahr müssen die Berner Bären den Zürcher Wolf holen. Oder darauf hoffen, dass Christian Constantin mit seinen Fans wieder das Stadion füllt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Neuer Schweizer Rekord

Von Kurt W. Zimmermann — Wieder ein neuer Deutschschweizer TV-Sender, der dreissigste insgesamt. Dürfen wir jubeln?

Nehmen wir einmal einen ganz gewöhnlichen Donnerstagnachmittag. So wie heute. Schauen wir, was unsere Deutschschweizer Fernsehsender uns bieten.

Auf S 1 gibt es «Zukunftsblicke mit Mike Shiva». Auf SRF 2 bläst der «Sturm der Liebe». Auf 3+ läuft «Navy CIS». Auf 4+ gibt es «Cougar Town». Schweiz 5 zeigt «Die Lehre vom Leben».

1, 2, 3, 4, 5. Wie viele Deutschschweizer TV-Sender gibt es überhaupt?

Nächste Woche startet ein neuer Kanal unter dem Label TV 24. Lanciert wird er von den Aargauer AZ Medien. Er bietet einen Mix aus Serien, Filmen, News und Eigenproduktionen.

Wir können damit einen kleinen Rekord feiern. Wenn man das aktuelle Angebot von Cablecom und Swisscom auszählt, kommt man auf eine runde Zahl. TV 24 ist genau der dreissigste einheimische Sender, der in der Deutschschweiz nun in Betrieb ist.

Es gibt fünf nationale Vollprogramme wie SRF 1, 3+ und S 1. Es gibt fünfzehn Regionalsender wie TV Rheintal, Züri Plus und Tele Basel. Es gibt zehn Spartensender wie den Jugendsender Joiz, das Sport-Szene-Fernsehen und Alpenland-TV.

Die Deutschschweiz hat inzwischen eine überraschende Vielfalt an einheimischen Fernsehkanälen und eine hübsche Breite im Programmangebot. Dass die Schweiz ein televisionäres Entwicklungsland wäre, wie noch vor zwanzig Jahren, kann man heute nicht mehr behaupten.

Bevor wir nun aber in Jubel ausbrechen, müssen wir etwas relativieren. Die Schweiz ist zwar kein Entwicklungsland mehr, aber sie ist ein Subventionsland.

Mehr als die Hälfte der bestehenden Sender, nämlich sechzehn von dreissig, überleben nur dank staatlicher Unterstützung. Zuerst werden die drei SRF-Kanäle über ihre Direktsteuer finanziert. Aus diesem Staatstopf fliessen dann via das sogenannte Gebührensplitting 34 Millionen Franken an die privaten Regionalsender, die meist von Verlagsmonopolisten gehalten werden. Diese Subventionen erlauben ihnen das Überleben, aber Gewinne machen sie nicht. Fast alle Regionalsender sind defizitär und überschuldet.

Auch bei den privaten Kanälen gibt es kaum finanzielle Erfolgsgeschichten. Der Grund liegt darin, dass sie sich nur dürftige Programme leisten können. Die meisten senden ohne Publikum, und dadurch fehlen ihnen die Werbeeinnahmen. Nur ein einziger Regionalsender



Echter Mehrwert: Fernseh-Chef Kaiser.

kommt, über alles gesehen, auf einen Marktanteil von einem Prozent. Das ist Tele Züri. Alle andern schaffen maximal 0,1 Prozent.

Tele Züri, 1994 der erste seiner Gattung, bekam im Gegensatz zu den anderen Regionalsendern nie Subventionen. Das wirkte sich aus. In den neunziger Jahren gehörte Tele Züri neben Gründer Roger Schawinski den beiden grossen Medienhäusern Tamedia und Ringier. Dennoch schrieb der Sender Jahr für Jahr reichlich Verluste. Dann übernahm ihn Tamedia allein, brachte ihn aber auch nicht verlässlich in die schwarzen Zahlen. Heute gehört Tele Züri der AZ-Medien-Gruppe und macht ein positives Ergebnis, nicht viel, aber immerhin.

Die einzige Figur, die echten Mehrwert schuf, ist der gelernte Radio- und Fernsehetelektiker und spätere TV-Produzent Dominik Kaiser. 2006 startete er den Sender 3+, den er mittlerweile mit dem Zweitkanal 4+ ergänzte. Mit Reality-Shows wie «Der Bachelor» und «Bauer, ledig, sucht...» kam 3+ beim jugendlichen Publikum an die Marktanteile von SRF heran. Kaiser bekommt immer wieder Angebote für seine Sendergruppe. Bisher hat er immer abgelehnt. Ich schätze den heutigen Marktwert seines Unternehmens auf sechzig bis achtzig Millionen Franken.

Dreissig Sender im Land. Nur zwei davon verdienen auch ohne Staatshilfe Geld. Der Jubel darf sich in Grenzen halten.

# Schmerzdetektor

Von Beatrice Schlag — Schlechte Nachrichten für Simulanten.

Patienten, die über chronische Schmerzen klagen, sind ein Problem. Sie werden untersucht, geröntgt, in die Röhre geschoben, oft ohne Befund. Aber ihre Schmerzen bleiben.



Ihre Gesichter sind leidend. Leiden sie wirklich, oder wollen sie nur krankgeschrieben werden? Der Arzt weiss es nicht mit Sicherheit. Es sei denn, er kennt den Patienten seit Jahren als Hypochonder oder als jemanden, der erst in die Praxis kommt, wenn er sich kaum mehr auf den Beinen halten kann. Frauen leiden sehr viel häufiger an unerklärlichen chronischen Schmerzen als Männer. Niemand weiss warum.

Der Computer weiss es auch nicht. Aber bei richtiger Programmierung ist er sehr viel besser als die menschlichen Sinne dafür gerüstet, echte von gespielten Schmerzen zu unterscheiden. Das liest man ungern. Man denkt: Wenigstens das hat man dem Gerät voraus, dass man richtige Menschen riechen, fragen, hören und anschauen und dann seiner Menschenkenntnis trauen kann. Leider, sagt uns die Schmerzforschung, ist dem nicht so. Forscher im kalifornischen San Diego fertigten fünfzig einminütige Videos von Testpersonen an, deren linker Arm in Eiswasser getaucht wurde, was unmittelbare, aber harmlose und sofort wieder abklingende Schmerzen verursacht. Für weitere fünfzig Videos wurden dieselben Testpersonen aufgefordert, Schmerz zu mimen, während ihr Arm in einem Warmwasserbecken steckte. Die Trefferquote der Beobachter, die feststellen sollten, in welchem der beiden Videos die Testperson wirklich litt, lag bei 50 Prozent. Sie hätten genauso gut blind raten können. Der Computer, gefüttert mit genauen Vermessungsdaten der Muskelkontraktionen in den Gesichtern schmerzgeplagter Menschen, lag in 85 Prozent der Fälle richtig.

Die Entdeckung kann folgenreich sein, nicht nur für simulierende Schmerzpatienten. Sie wird Medizinern vor allem zuverlässigere Einschätzungen über den Schmerzgrad von Babys und kleinen Kindern geben. Möglicherweise ersetzt sie auch bald den konventionellen Lügendetektor. Über einen möglichen Einsatz bei Grenzkontrollen wird ebenfalls spekuliert. Dass Lügen kurze Beine haben, ist zwar, wie viele Volksweisheiten, nie ganz wahr gewesen. Aber gerade drohen ihre Beine ein gutes Stück kürzer zu werden.

## Leserbriefe

### «Ein <Musiker>, der von Musikkultur etwas vernebelte Kenntnis hat.» *Heinz Sollberger*



«Geschichten aus grauer Vorzeit»: DJ Bobo alias René Baumann.

#### Gratis-PR

Nr. 18 – «Es bleibt nur die Liebe»;  
Interview mit DJ Bobo

Unglaublich, aber wahr – wie kann sich eigentlich ein versierter Journalist und Vizechef der interessantesten Wochenzeitung so etwas antun und sich auf sechs Seiten inklusive Front, en masse Fotos und Interview mit einem «Musiker» unterhalten, der von Musikkultur etwas vernebelte Kenntnis hat? Herrn René Baumann (DJ Bobo) geht es nur um die Kohlen. Seine Geschichten aus grauer Vorzeit, in denen er seine Erfinder, Mentoren und Freunde und Freundinnen nach getaner Arbeit einfach ausblendet, zudem als Plagiator grosse Fantasie und viel Unternehmmergeist beweist, natürlich auch auf Kosten der «Originatoren» und vergessenen Lizenznehmer. Ich hoffe, der Autor hat nun seinem ehemaligen FC-Luzern-Fan-Kollegen mit Gratis-PR gedient. *Heinz Sollberger, Dübendorf*

#### Positives wird ausgeblendet

Nr. 18 – «Gripen»;  
Editorial von Roger Köppel

Sicher, der F/A-18 ist ein gutes, zweistrahliges Flugzeug. Das heisst: ein F/A-18 braucht mehr Pflege als ein Gripen und steht länger im Hangar. Aber schliesslich ist der Gripen – aus einem Nicht-Nato-Land – der Ersatz für den sogenannten Tiger, welcher wahrlich eine Attrappe im Verhältnis zum Gripen ist. Die neue

Generation von Kampfflugzeugen hat meist nur noch ein Triebwerk. Es ist im Luftkampf heute so: Wer zuerst einen Feind erkennt und schießt, hat gewonnen, wie einst im Wilden Westen.

Armeegegner setzen sich zusammen in den gleichen Internetforen wie Gripen-Gegner für den F/A-18 ein. Es sind primitivste Taschenpielertricks der untersten Schublade, wenn Parteien und Parlamentsmitglieder vordergründig den F/A-18 empfehlen, obschon sie gegen die Armee sind. Das Geld für weitere F/A-18 oder ein anderes Flugzeug würden sie bei allen heutigen Beteuerungen ohnehin nicht bewilligen. Leider liest man in Presseergebnissen vor allem Negatives über den Gripen-Kauf, Positives wird ausgeblendet. Für dieses Geld bekommt man heute keinen Superhochleistungsflieger. Die Armeegegner haben es unter gütiger Mithilfe der Gripen-Gegner wieder einmal geschafft, die Schweizer Armee in Misskredit zu bringen. Wenn – was nicht zu hoffen ist – unsere klägliche Restarmee die Schweiz beschützen muss, möchte ich nicht Soldat sein, denn ich hätte – gelinde gesagt – Probleme, wenn ich nur schon bei einer Überschwemmung ausgerechnet für Armeegegner mein Leben riskieren müsste.

*Werner Huber, Winterthur*

Der Autor schreibt: «Keine reguläre Armee der Welt verzichtet auf Kampfflugzeuge» et cetera. Punkt, kein Warum, Wozu genau. Es handelt sich um Militärisches, und da haben die

Leute bekanntlich nicht zu fragen, sondern zu gehorchen, auch ein Chefredaktor, der sonst, und nicht immer zu Unrecht, einige Stücke auf sein unabhängiges Denken hält. Im Krieg mit einer unvermeidlich überlegenen Macht würde diese gleich zu Beginn mit ferngesteuerten Lenkwaffen die Flugplätze ihres Gegners zerstören, und dann können sich die Piloten in den vorgezogenen Urlaub verabschieden.

Um sich ernsthaft gegen Angriffe aus der Luft zu wehren, würde die Schweiz unbemannte Drohnen und ferngesteuerte Raketen benötigen. Aber zum Renommieren sind Kampfflugzeuge, eine Art superteure Schreckschusspistolen, natürlich besser, und sie passen auch besser zur Kungelei unserer hohen Militärs mit der Nato. Weil das irgendwie allen unabhängig denkenden Menschen einleuchtet, werden mit viel Fantasie unrealistische Aufgaben einer «Luftpolizei» mit völlig unausgegorenen Szenarien herbeigeplunkert, die, wenn überhaupt, mit viel einfacheren Mitteln zu bewältigen wären. Wir wollen kein Polizeistaat werden, auch kein Luftpolizeistaat. *Werner Furrer, Basel*

#### Zur richtigen Zeit

Nr. 18 – «Funkstille im Bett»; Beatrice Schlag über Liebesbeziehungen

Der Artikel kam genau zur richtigen Zeit, denn das Thema wird in meinem Bekanntenkreis gerade heftig diskutiert. Die Tendenz ist die: Männer fühlen sich eher vernachlässigt, die Frauen hätten gerne Sex, aber nicht unbedingt mit dem eigenen Mann! Die Frage ist nun, ob man in einer Beziehung überhaupt verpflichtet ist, dem Partner regelmässigen und ekstatischen Sex zu beschermen, und darf der andere dann tagelang schmollen, wenn man sich verweigert? Ich setze dem ein kategorisches Nein entgegen! Sollte man sich dann, aus einem Akt der Nächstenliebe und des Friedens willen, doch noch hingeben, auch wenn, bei aller Liebe, keine Lust (mehr) besteht? *Mercy-Sex? No thanks!*

«Ein anderes Klima schaffen», meint Klaus Heer. Ich schlage mehr Freiraum vor, damit man wieder die Möglichkeit hat, sich nacheinander zu sehnen. Oder nach dem Duft einer fremden Haut.

*Beatrix Kruger, Zürich*

#### Lücken in der Forschung

Nr. 18 – «Grenzen des Geschichtsschreibers»; Markus Schär über die «Geschichte der Schweiz»

Dass nun dreissig Jahre nach der letzten umfassenden, von mehreren Historikern verfassten «Geschichte der Schweiz» erneut ein Versuch gemacht wird, ist grundsätzlich zu begrüssen. Wichtigen Prinzipien, die das Buch lesbarer machen, wird glücklicherweise

Rechnung getragen. Die Hauptkapitel folgen im Grundsatz der Chronologie, und auch die thematischen «Fenster» werden in der Regel auf einer Zeitachse geöffnet. Der jedem Hauptkapitel angehängte «Stand der Forschung» zeichnet recht gut die Wege der Schweizer Geschichtsforschung nach. Deutlich wird so auch, wie viele Lücken die Forschung noch aufweist. Zudem drücken sich die Autoren, wie Markus Schär in seiner Buchbesprechung richtig schreibt, immer wieder «um eine Meinung zu den grossen Streitfragen der eidgenössischen Geschichte». Eine zentrale Frage ist sicherlich die Entstehung und Entwicklung der direkten Demokratie in der Schweiz. Diese Frage wird mit einem dünnen Essay von drei Seiten (das Buch hat 645 Seiten!) abgehandelt. Wenn man bereits publizierte oder laufende Forschungsprojekte zum Thema «direkte Demokratie» einbezieht, wird klar, dass der Forschungsstand des Buches bereits überholt ist.

Die direkte Demokratie gehört heute zweifellos zu den konstituierenden Elementen unseres Nationalstaates. Dann muss sie auch weiter erforscht werden, und die Öffentlichkeit sollte diese Forschungen wahrnehmen und würdigen können. Schliesslich schreibt auch Roger de Weck in seinem Geleitwort zum Thema die «Schweiz als Willensnation» treffend: «Der Wille orientiert sich an Werten und an der eigenen Geschichte [...]. Ein Fundament des Zusammenhalts ist die im Föderalismus verhaftete direkte Demokratie.» Daran lässt sich gut anknüpfen und demnach und ideologiefrei weiterforschen.

*René Roca, Oberrohrdorf-Staretschwil*

#### Gebot der «Nächstenliebe»

Nr. 18 – «Ein Christenhund weniger»; Christian Huber über Christenverfolgung

Der Autor schreibt: «Das Schweigen der schweizerischen Landeskirchen und der christlichen Hilfswerke zur Christenverfolgung in Syrien ist geradezu ohrenbetäubend!» Als sich Frau Bundesrätin Sommaruga Gedanken zur weiteren Aufnahme von Flüchtlingen aus Syrien machte, wandte ich mich schriftlich mit der Bitte an die drei kirchlichen Organisationen Kirchenbund, Bischofskonferenz und Verband Freikirchlicher Gemeinden, man möge doch beim Bundesrat vorstellig werden und verlangen, dass in Not geratenen christlichen Familien der Weg in die Schweiz geöffnet werde. Präsident Locher vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund war der Einzige, der antwortete und Kontakte zum Bundesrat in Aussicht stellte. Mittlerweile ist bekannt geworden, dass vor allem muslimische Familien, nein ganze Sippen als Flüchtlinge aufgenommen worden sind. Mit diesem Entschluss missachteten Frau Sommaruga und der Bundesrat das christliche Gebot der

«Nächstenliebe» gegenüber leidenden Glaubensgeschwistern.

*Hans Steffen, Fischenthal*

#### Danke, Kathy Riklin

Nr. 17 – «Das Gerede der SVPlers»; Leserbrief von Kathy Riklin

Der Mehrwertsteuersatz habe mit dem EU-Binnenmarkt gar nichts zu tun, schreibt Nationalrätin Kathy Riklin. In diesem Fall sind allerdings nicht die Behauptungen einer CVP-Nationalrätin aus der EU-Fankurve massgeblich, sondern die Aussagen aus der Europäischen Union selber. Im EU-Lexikon der deutschen Bundesregierung steht unter dem Titel «Die vier Grundfreiheiten des Binnenmarktes» wörtlich: «Für einen europaweiten Markt war auch die Angleichung der Mehrwertsteuersätze ein wichtiger Schritt. Die EU-Finanzminister einigten sich auf einen Mindestsatz von 15 Prozent (für den Normalsatz). Die meisten EU-Staaten haben höhere Mehrwertsteuersätze.» Immerhin hat Frau Riklin zugegeben, dass die Schweiz mit den bilateralen Verträgen vor allem Pflichten und Nachteile wie die Personenfreizügigkeit, nicht aber die Vorteile wie den vollständigen freien Warenverkehr oder die Grundfreiheit der Dienstleistungen übernommen hat.

*Thomas Matter, Meilen*

#### Korrigenda

Im Editorial «Gripen» (Nr. 18/14) haben wir einen Fehler gemacht. Die Volksabstimmung über den Gripen findet nicht am 18. Juni, sondern am 18. Mai statt. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

## Darf man das?

### Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Bundesrätin Sommaruga begeistert mich durch ihre hochintelligenten, innovativen Ideen zur Reform der Ehe. Ich (65 Jahre alt, drei erwachsene Kinder, männlich, heterosexuell) lebe seit dreizehn Jahren harmonisch mit einem kastrierten Tigerkater. Darf ich mit ihm eine platonische Zweitehe eingehen? *Christian Hindermann, Aarau*

Geduld, sehr geehrter Herr Hindermann, und etwas Mut. Im Programm der vormaligen katholischen Justizministerin Simonetta Sommaruga, das Ehe- und Familienrecht akkurat den laufenden Trends anzupassen, ist die kombinierte Mensch-Tier-Heirat zwar noch nicht offiziell aufgeführt. Doch da die soziale Stellung der Tiere mindestens den Status von Menschen erreicht hat (Klageruf vom Berner Bärenpark: «Lieber ein toter Wärter als ein totes Bärl!»), ist der eherechtliche Nachvollzug dieser gesamtgesellschaftlichen Entwicklung und eine Lockerung des Zoophilie-Verbots nur eine Frage der Zeit. Weil Ihr Kater seit mehr als drei Jahren im gemeinsamen Haushalt lebt und weil Sie überdies schon beträchtliche Leistungen für den Mitbewohner erbracht haben, erfüllen Sie die Bedingungen für eine «Lebensgemeinschaft» im Sinne Sommarugas locker. Auf jeden Fall sollten Sie Ihre offenbar höchst harmonische Patchwork-Wohngemeinschaft offensiv in die Medien tragen (herzerweichende Homestories etc.), um den Prozess der Anerkennung der Haustierehe zu beschleunigen. Sonst wird die Zeit knapp für Ihren Kater. *Urs Paul Engeler*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch).

**IHR NEUER CHEF?**

[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

# Kahlschlag von oben

Die Schweizer Armee kann Land und Bevölkerung nicht mehr verteidigen. Es fehlt an Truppen und Waffen. Jetzt wird auch noch die militärische Infrastruktur zerstört. Die Schwäche ist gewollt: Bundesrat und Militärführung haben die Armee systematisch von oben demontiert. *Von Philipp Gut*

Als Mitte Februar ein äthiopisches Passagierflugzeug in Schweizer Hoheitsgebiet entführt wurde, blieben die Kampffjets der Luftwaffe am Boden. Der Grund: Sie flogen nur zu Bürozeiten. Die Episode sorgte weitherum für Aufsehen – und für Spott. Nicht nur im Inland, sondern auch und vor allem im Ausland. «Die Schweiz erobern? Versuchen Sie es vor acht oder nach fünf», titelte trefflich die Nachrichtenagentur Bloomberg.

Der Vorfall wirft – kurz vor der Abstimmung über die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge vom schwedischen Typ Gripen – ein Schlaglicht auf den Zustand der Schweizer Armee. Tatsache ist: Die Lage ist dramatischer, als die spöttischen Kommentare über die Bürozeiten-Krieger ahnen lassen. Die Armee ist ihrer Kernaufgabe nicht gewachsen: Sie kann Land und Bevölkerung nicht mehr verteidigen.

Das gibt selbst der verantwortliche Bundesrat und Wehrminister Ueli Maurer (SVP) zu. Den Verfassungsauftrag, die Bevölkerung vor einem feindlichen Angriff zu schützen, könne die Armee nicht mehr wahrnehmen, sagte Maurer gegenüber der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift*. Und in der *Weltwoche* (Nr. 12/14) sagte der Verteidigungsminister kürzlich, erst in einigen Jahren sei die Armee wieder zu «zwei Dritteln» einsatzfähig. Mit andern Worten: Heute und bis auf weiteres ist sie nicht einmal das. Wir unterhalten eine Armee, auf die im Ernstfall – und darauf kommt es an – kein Verlass wäre.

## Durchschlagende Wirkungslosigkeit

Die akute Schwäche der Schweizer Armee ist nicht unglücklichen äusseren Umständen zuzuschreiben – sie ist gewollt. Bundesrat, Armeeführung und Parlament haben sie bewusst und mutwillig herbeigeführt. Innert weniger Jahre hat sich der Zustand der einst stolzen und ringsum anerkannten Streitkraft zu durchschlagender Wirkungslosigkeit verschlechtert. Die Selbstdemontage hält bis heute an.

Die grosse Zäsur markieren das Ende des Kalten Kriegs und der Berliner Mauerfall von 1989. Im Zweiten Weltkrieg und in den Jahrzehnten danach verdiente sich die Schweizer Armee den Respekt des Auslands – und zwar auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Der Nationale Sicherheitsrat der Vereinigten Staaten bezeichnete die Schweiz 1951 in einem geheimen Bericht als das Land mit der «grössten Verteidigungsfähigkeit» in Europa. Der Wehrwille sei hervorragend («formidable»). Zu

ähnlichen Schlüssen kam später auch die militärische Aufklärung der Nationalen Volksarmee der kommunistischen DDR. Ein Angriff auf die Schweiz würde «starke Kräfte» binden und «hohe Verluste» verursachen. Es gebe «keinen Grund zur Annahme, dass die Schweiz nicht entsprechend den Planungen für den Verteidigungsfall und Besetzungsfall handeln würde». Daher sei «ein Angriff auf die Schweiz rational nicht nachzuvollziehen».

## Hoffnung auf den ewigen Frieden

Bis zur Jahrhundertwende hatte die Schweiz im Urteil anderer Staaten eine der schlagkräftigsten und bestausgerüsteten Armeen des Kontinents. Einige Besonderheiten verschafften ihr Vorteile auch gegenüber nominell überlegenen Angreifern. Sie verfügte über starke konventionelle Verteidigungsmittel und verstärkte deren Nutzen durch strategisch optimale Geländeausnutzung. Das Milizsystem garantierte im Ernstfall eine beeindruckende Truppenstärke – bis 1995 waren es gegen 800 000 Mann.

Auch die permanente Einsatzfähigkeit fusste kongenial auf dem Milizgedanken: Jeder Soldat

## «Wir haben uns in Struktur, Doktrin und Rüstung bereits der Nato angenähert.»

hatte Uniform, Gewehr und Munition zu Hause (Letztere, um sich bei Bedarf bis zum Ort des Einrückens durchzukämpfen). Und jeder Soldat wusste, wohin er bei einer Mobilmachung gehen musste: Er war einer Einheit zugeteilt, die wiederum über eigenes Material verfügte, das die Kompanien in Eigenverantwortung pflegten und zu dem nur sie Zugriff hatten. Dank diesem dezentralen System – Fachleute sprechen vom «Holprinzip» – war die gesamte Schweizer Armee innert 48 Stunden marschbereit. Davon ist sie heute – bei weit geringerer Truppenstärke – meilenweit entfernt.

Schuld daran ist eine Reihe von Reformen, die seit Mitte der 1990er Jahre von ganz oben eingeleitet wurden. Was die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) verpasste, besorgten Regierung und Armeespitze ironischerweise selber mit Erfolg: Sie bauten die Schweizer Armee bis zur Einsatzunfähigkeit ab.

Nach dem unerwarteten Ende des Kalten Kriegs brach in Europa eine kollektive Euphorie aus, die Hoffnungen auf ewigen Frieden

nährte und die auch den Bundesrat und die Schweizer Armeeführung erfasste. Der Ernstfall, für den Generationen geprobt hatten, spielte keine ernsthafte Rolle mehr.

Die ideologischen Grundlagen dieser Selbstdemontage einer wehrhaften Schweiz finden auf ganzen 21 Seiten Platz. Festgehalten sind sie im Bericht der Studienkommission für strategische Fragen, die der Diplomat Edouard Brunner präsidierte (darum spricht man auch vom Brunner-Bericht, der Öffentlichkeit am 26. Februar 1998 vorgelegt). Mit in der Kommission sass so prominente Zeitgenossen wie der spätere Deutsche-Bank-Chef Joe Ackermann oder Christoph Blocher, der als Einziger Gegensteuer gab und öffentlich Kritik am Brunner-Bericht übte.

Dieser atmet den Geist, der in den neunziger Jahren durch Bundesbern wehte. Grössere Kriege in der Welt schloss die Brunner-Kommission kategorisch aus; die «immer engere Integration der Völker Europas» schaffe einen kontinentalen Friedensraum, in dem das Verteidigungskonzept der Schweiz überholt und unnötig geworden sei. Stattdessen empfahl die Kommission die Anbindung: Die Schweiz solle der EU und der Nato beitreten. Die bewaffnete Neutralität, an der über 90 Prozent der Bürger festhielten, sei nur noch ein Hindernis. «Wir haben uns, neben der Teilnahme an der Partnerschaft für den Frieden, auch in unseren Strukturen, unserer Doktrin und unserer Rüstung bereits der Nato angenähert», heisst es im Bericht.

## Verteidigen? Nur noch in der Theorie

Das genüge allerdings nicht. «Die Kommission empfiehlt, dass unser Land in seinem wohlverstandenen Eigeninteresse seine Zurückhaltung gegenüber internationalen Engagements ablegt.» Internationalismus pur: Die Schweizer Armee solle im Ausland aktiv werden («Schweizer Solidaritätskorps»). Eine autonome Verteidigung hielten die Experten hingegen für überholt. Das Konzept der Gesamtverteidigung, das auf die Selbstbehauptung des souveränen Landes zielte, entspreche «nicht mehr der Bedrohungslage». Und falls der unwahrscheinliche Fall doch eintrete, gebe es eine Vorwarnzeit von mindestens zehn Jahren («ein Jahrzehnt oder mehr»). Noch in seiner Lagebeurteilung 2013 hält der Bundesrat an dieser «Vorwarnzeit von 10 Jahren» fest.

So optimistisch das heute in Zeiten des Ukraine-Konflikts, der Krise der EU und angesichts der zahllosen Kriege in der ganzen Welt



«Vorwarnzeit von zehn Jahren»: Übung der Schweizer Armee in Losone.



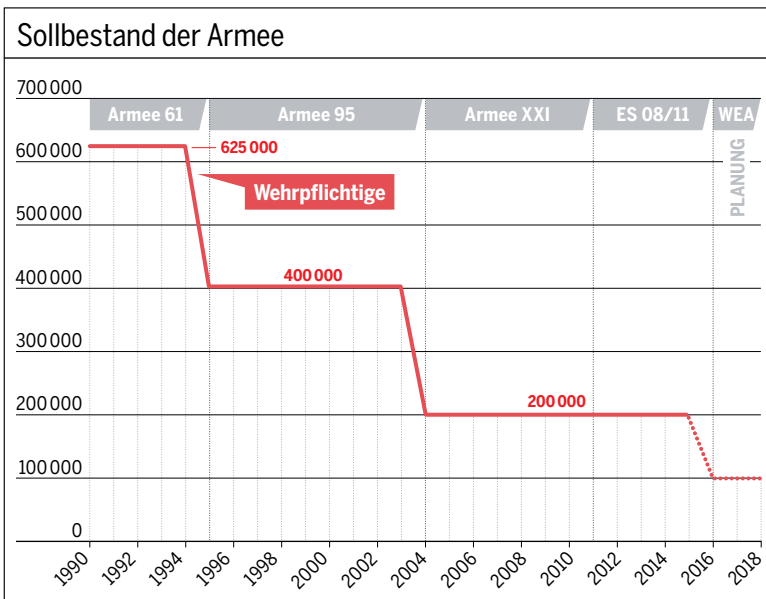
Nötige Korrekturen: VBS-Chef Maurer.



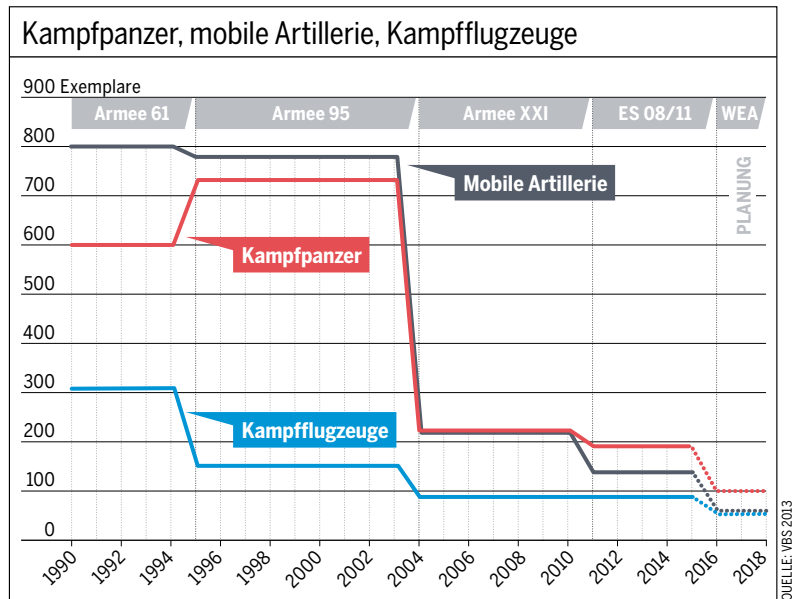
EU- und Nato-Beitritt: Autor Brunner.



Oberster Abrüster: Chefstrategie Catrina.



Truppenabbau um 525 000 Mann.



Kosten für Rüstung und Ausrüstung wurden zusammengestrichen.

klings – der Brunner-Bericht blieb nicht unverbindliches zeitgeistiges Gedankenspiel. Auf seiner Basis wurde die Schweizer Armee in den folgenden Jahren auf Nato-Tauglichkeit umgepolt und in mehreren, beschönigend «Reform», «Entwicklungsschritt» oder «Weiterentwicklung» genannten Abbauprogrammen in ihrer Potenz beschnitten.

Auch die grossen Sicherheitspolitischen Berichte des Bundesrats, die in den Jahren 2000 und 2010 erschienen, übernahmen die neue Leitidee, gemäss der die Schweizer Armee die Schweiz und ihre Bewohner gar nicht mehr wirklich zu schützen brauche. Man unterschied Praxis und Theorie: Es genüge, wenn die Armee wisse, wie sie nach einer «längeren Vorbereitungsphase» wieder verteidigen könne, schreibt die Regierung im Sicherheitspolitischen Bericht 2010.

Man reibt sich die Augen. Sagt der Bundesrat den Polizisten, die einen Raubüberfall verhindern wollen, es genüge, wenn sie wüssten, wo die nächstgelegene Pistolenfabrik steht? Was komisch bis absurd klingt, ist offizielle Doktrin geworden: An die Stelle der (realen) «Verteidigungsfähigkeit» ist die (theoretische) «Verteidigungskompetenz» getreten. In Armeekreisen spricht man auch vom «Pouvoir-faire» im Gegensatz zum «Savoir-faire». Im Klartext: Die Schweizer Armee kann nicht, was sie vordringlich tun müsste (nämlich die Unabhängigkeit und Freiheit des Landes und seiner Bewohner verteidigen). Aber sie weiss, wie sie tun müsste, um zu können, was sie nicht kann. Dies wäre dann allerdings – immer gemäss offizieller Doktrin – nur nach einem politischen Richtungsentscheid sowie einer Vorbereitungszeit von mehreren Jahren möglich (im Militärjargon «Aufwuchs» genannt).

Kennzeichen aller Reformen war der Abbau – an Mann, an Waffen, an Munition, an Infrastruktur. Einige Zahlen: Noch 1990 umfasste die Schweizer Armee einen Sollbestand von

625 000 Mann (effektiv waren es sogar 742 000; siehe Grafik, l.). Mit der Armee 95 wurde der Sollbestand auf 400 000 reduziert, mit der Armee XXI auf 200 000, und mit der laufenden «Weiterentwicklung der Armee» (WEA) sollen es ab 2016 nur noch 100 000 sein. Das entspricht einer Reduktion um mehr als das Sechsfache innerhalb von zwei Jahrzehnten.

Der massivste Abbau wurde mit der Armee XXI eingeleitet, die direkt auf dem Brunner-Bericht und dem Sicherheitspolitischen Bericht 2000 fusste. Bundesrat Adolf Ogi (SVP) und Nachfolger Samuel Schmid (SVP, später BDP) setzten um. Die beiden Magistraten aus dem Kanton Bern strichen die Armee nicht nur personell, sondern auch bezüglich Rüstung und Ausrüstung bis zur Unkenntlichkeit zusammen. Kampfpanzer, Panzerhaubitzen, Fliegerabwehr-Lenk Waffen, mobile Artillerie und Kampffjets: Bei allen zentralen Waffensys-

temen wurden die Bestände um ein Mehrfaches reduziert.

### Bundesrat bricht Versprechen

Im Hinblick auf die bevorstehende Gripen-Abstimmung lohnt sich eine genauere Betrachtung der Luftwaffe. Noch Anfang der neunziger Jahre besass diese rund 300 Kampfflugzeuge (siehe Grafik Seite 25, l.). Im Jahr 2002 wurden die Mirage-Aufklärungsjets ersatzlos ausser Dienst gestellt – womit die Fähigkeit zur Luftaufklärung verloren ging. Ab 2002 wurde auch die ursprünglich 110 Flugzeuge umfassende Flotte der Raumschutzzäger Tiger ersatzlos auf 54 Flugzeuge reduziert.

Die noch bestehenden Tiger sollen 2016 ausgemustert werden, unabhängig davon, ob der als sogenannter Tiger-Teilersatz vorgesehene Gripen in der Volksabstimmung vom 18. Mai durchkommt. Falls ja, besässe die Schweizer Luftwaffe mit den bestehenden F/A-18 zusammen dann 54 Flugzeuge. Bei einem Gripen-Nein wären es 22 Flugzeuge weniger, also lediglich noch 32. Im Vergleich mit den neunziger Jahren entspräche das einer Reduktion der Kampffjetflotte um beinahe den Faktor zehn. Experten gehen davon aus, dass sich mit einer solch dezimierten Luftwaffe (Flieger und Fliegerabwehr) der Luftraum nicht mehr verteidigen liesse.

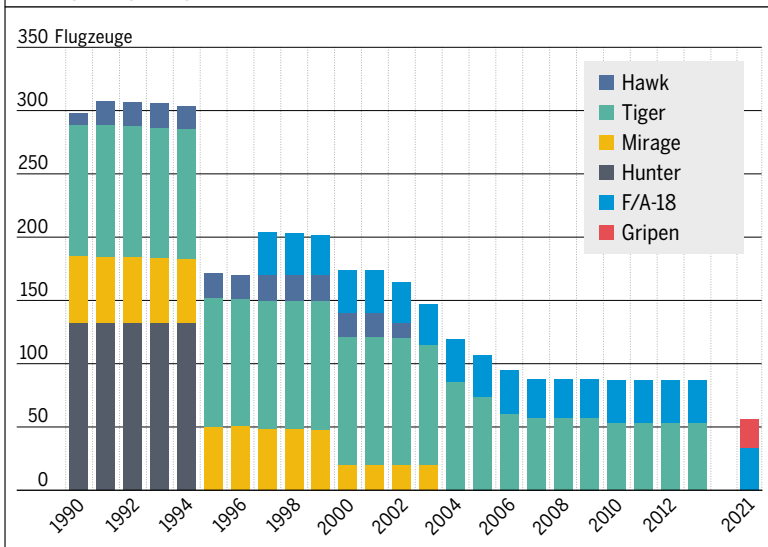
Zudem: Auch der Schutz des unteren und mittleren Luftraums wurde weitgehend aufgegeben. Gemäss Berechnungen von Spezialisten kann heute nur noch ein Viertel der ursprünglichen Fläche abgedeckt werden. Ein Grossteil des Schweizer Territoriums bleibt ungeschützt. Angreifer herzlich willkommen.

Nun könnte man aus staatspolitischer Sicht einwenden, das Volk habe zumindest die folgenreiche Armee XXI an der Urne abgesegnet (2003). Dem ist tatsächlich so. Bloss versprach der Bundesrat damals etwas, was er nicht gehalten hat: Die Stimmbürger sagten ja zur





## Kampfflugzeuge der Schweizer Luftwaffe, 1990 bis 2013



### Schwächung der Luftflotte.

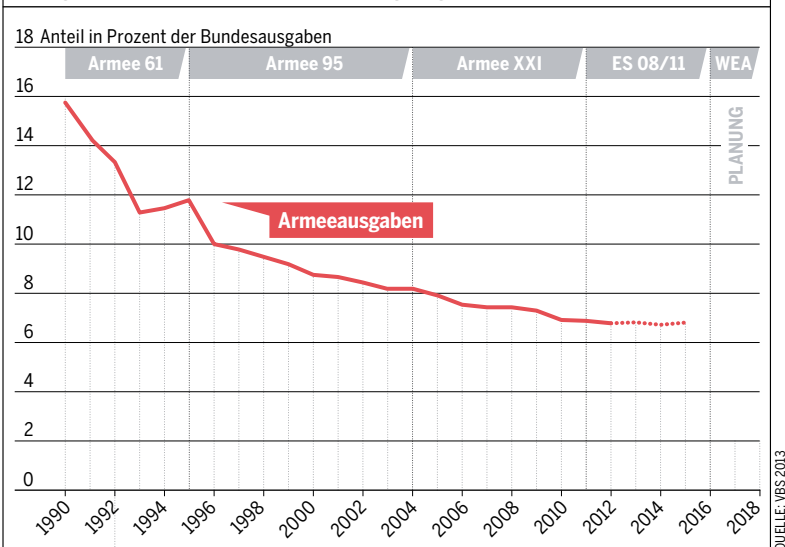
Reform, weil die Regierung versicherte, die Schweizer Armee bleibe stark. Sie werde kleiner, aber effizienter und – dank moderner Ausrüstung und Bewaffnung – sogar noch schlagkräftiger. Eingetreten ist das Gegenteil. In den letzten Jahren ist kein einziges nennenswertes neues Waffensystem beschafft worden. Die Kampfkraft der Armee ist nicht gestiegen, sie hat weiter erheblich nachgelassen. Das Volk gab einer besseren Armee die Stimme. Bekommen hat es eine schlechtere, die nicht einmal mehr fähig ist, innert nützlicher Zeit zu mobilisieren und ihren Grundauftrag zu erfüllen.

Auch die Kosten spielten im Abstimmungskampf für die Armee XXI eine Rolle. Versprochen wurden Einsparungen durch den Abbau angeblich überflüssiger Waffen und unnötiger Infrastruktur. In Wirklichkeit hat sich das Preis-Leistungs-Verhältnis für den Bürger und Steuerzahler nicht verbessert. Zwar ist das Armeebudget, verglichen mit den Bundesausgaben, relativ gesunken (siehe Grafik, r.) – andere Bereiche wie das Soziale kosten heute ein Mehrfaches. Aber absolut beansprucht die dramatisch reduzierte Armee noch immer ungefähr gleich viel Geld wie die Armee 61, die ungleich grösser und kampfkraftiger war.

### Der Abbau schreitet voran

Wie geht es weiter? Vor dem Hintergrund der ruinösen Schrumpfkur ist es schon als Fortschritt zu werten, wenn Verteidigungsminister Ueli Maurer – aber passt dieses Wort überhaupt noch, wenn sich die Schweiz doch gar nicht mehr verteidigen will und kann? –, wenn der Chef des Verteidigungsdepartements (VBS) die klaffenden Lücken in der Deckung anspricht. Mit der Erneuerung der Luftwaffe wagt sich Maurer an einen ersten grösseren und notwendigen Schritt. Auch will er dafür sorgen, dass zumindest Teile der Armee wieder innert nützlicher Frist angeboten werden können.

## Ausgaben für die Landesverteidigung



### Bedeutungsverlust der Armee.

Andere Punkte bleiben strittig. Armeechef André Blattmann sagt im Interview (nächste Seite), man strebe wieder dezentralere Strukturen der Mobilisierung an. Die Zentralisierung habe sich nicht bewährt. Das ist zweifellos richtig. Allerdings sieht das von Blattmann erwähnte sogenannte Stationierungskonzept weitere massive Abbauschritte vor, auch in den Regionen. Die umfassende Infrastruktur der Armee, die über Jahrzehnte zu einem engmaschigen und auf das Gelände abgestimmten Netz ausgebaut wurde, wird weiter verkleinert. Was wiederum negative Auswirkungen auf die Verteidigungsfähigkeit hat. Denn am stärksten reduziert wird ausgerechnet die sogenannte Einsatzinfrastruktur, die im Kriegsfall bedeutsam ist.

### Auf die Kosten wirkt sich die erneute Grossliquidation nicht positiv aus, im Gegenteil.

Ein Beispiel sind die Militärflugplätze. Ihre Anzahl soll von ursprünglich sechzehn auf lediglich drei (Emmen, Payerne, Meiringen) reduziert werden. Im Ernstfall sind mehrere Pisten in unterschiedlichen Landesgegenden gemäss Luftwaffenexperten überlebenswichtig. Je geringer deren Anzahl, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass sie bereits in der Frühphase eines bewaffneten Konflikts durch einen gegnerischen Luftschlag ausgeschaltet werden. Doch selbst im Normalfall – und auch bei Anschaffung des Gripen – müsse befürchtet werden, dass die Luftwaffe ihre täglichen Aufgaben (Luftpolizeidienst, Luftraumüberwachung) bei bestimmten Wetterlagen mangels Ausweichflugplätzen nicht mehr erfüllen könne, so die zitierten Kritiker.

Darüber hinaus wird auch auf die gesamte Kampfinfrastruktur – von Festungsanlagen bis Panzersperren – «verzichtet», wie das VBS

lapidar mitteilt. Damit gibt die Schweizer Armee einen ihrer stärksten Trümpfe aus der Hand, der ihre Abhaltewirkung glaubwürdig machte. Wohlgermerkt: Es geht nicht um den Erhalt eines Museums. Die alten Festungen aus dem Zweiten Weltkrieg sind längst liquidiert. Beseitigt werden jetzt auch die neuen Nachfolganlagen, die teilweise erst vor wenigen Jahren in Betrieb genommen worden sind und moderne, sogenannte selbstzielsuchende Munition verschiessen können.

Vom Kahlschlag bei der Infrastruktur betroffen ist weiter die Ausbildung (Waffen-, Schiess-, Übungsplätze), aber auch die Logistik. So soll von vier Militärspitälern nur noch eines übrigbleiben. Auf die Kosten wirkt sich diese erneute Grossliquidation nicht positiv aus, im Gegenteil. «Die Konzentration auf weniger Standorte verursacht initial einen Investitionsbedarf», schreibt das VBS. Einsparungen gibt es, wenn überhaupt, erst später. Alle diese Massnahmen sind nicht dazu angetan, das Vertrauen in den Wehrwillen der Schweizer Armee und ihrer politischen und militärischen Führung zu stärken.

Die Frage stellt sich: Wie passt das mit den Beteuerungen von VBS-Vorsteher Maurer und Armeechef Blattmann zusammen, die Einsatzfähigkeit der Armee wiederherzustellen? Die Antwort liegt beim Gesamtbundesrat und bei den verantwortlichen Strategen im Maurer-Departement. Das erwähnte Stationierungskonzept, das zum Projekt «Weiterentwicklung der Armee» gehört, wurde durch den Sicherheitspolitischen Bericht 2010 angestossen und fusst immer noch auf den zuversichtlichen Friedensprognosen der Nachwendzeit. Besonders die damalige Aussenministerin und EU-Beitrittsbefürworterin Micheline Calmy-Rey (SP) nahm Einfluss auf den Bericht. Verfasst haben diesen die gleichen Köpfe, die bereits früher den Abschied vom Verteidigungskonzept vorantrieben – hin zu internationaler «Sicherheit durch

Kooperation». Spiritus Rector ist der Chef Sicherheitspolitik Christian Catrina, ein ehemaliger Lehrer und Soziologe, der sich auf Rüstungsbeschränkung und Abrüstung spezialisiert hat. Ein Glücksfall für jeden potenziellen Angreifer.

Eine wichtige Rolle beim Sicherheitspolitischen Bericht 2010 spielte ein weiterer Diplomat – was den wachsenden Einfluss des Aussendepartements auf die Sicherheitspolitik illustriert –: Botschafter Anton Thalmann, der bereits federführend am Vorgängerbericht aus dem Jahr 2000 mitwirkte. Von Thalmann stammt der Satz, die Schweiz solle ihre Neutralität «sanft einschlafen» lassen. Der Botschafter hält Europa nach eigenem Bekunden für «ziemlich pazifiziert», was «wir der Europäischen Union zu verdanken» hätten. Die Schweiz brauche deshalb keine Verteidigungsarmee mehr, deren Kapazitäten seien abzubauen.

Die grossangelegte Ausserdienststellung der Infrastruktur (inklusive Flugplätze und Logistikzentren), die jetzt in Angriff genommen wird, passt ins Bild. Sie ist im Sicherheitspolitischen Bericht 2010 vorgespurt. «Auf die Kampfinfrastruktur kann darum verzichtet werden», heisst es dort wörtlich.

---

## Wer die unabhängige und neutrale Schweiz überwinden will, braucht auch keine Armee.

---

Auch personell ist der Tiefpunkt noch nicht erreicht. Nach Umsetzung der WEA (Weiterentwicklung der Armee, faktisch eher: weitere Abrüstung der Armee) beträgt der Sollbestand nur noch 100 000 Mann. Zur Verteidigung befähigt (Bodentruppen) sind davon bloss noch 20 000. Das sind nicht mehr, als ein mittleres Schweizer Fussballstadion fasst. Und diese Truppenstärke reicht kaum mehr, um das Territorium eines grösseren Kantons zu schützen, geschweige denn, es zu verteidigen. Allein für den Schutz des Flughafens Zürich über längere Zeit sind gemäss Schätzung nach der Übung «Aeroporto» im Jahr 2010 genauso viele Soldaten nötig. Mehr ist da nicht.

Fazit: Wer als Bürger und Steuerzahler davon ausgeht, er investiere mit seinem Geld für den Krisenfall in seine persönliche Sicherheit und die seiner Familie, sieht sich getäuscht. Die Schweizer Armee im Jahr 2014 ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Sie wurde vorsätzlich von oben geschwächt. Der Bundesrat hat die Stimmbürger vor Abstimmungen sogar mit falschen Versprechungen in trügerische Sicherheit gelullt. Am Ende ist die Rechnung einfach: Wer die Schweiz als unabhängigen Staat erhalten will, setzt sich für eine leistungsfähige Verteidigungsarmee ein. Wer die unabhängige und neutrale Schweiz überwinden will, braucht auch keine Armee. Massgebende strategische Vordenker in Bundesbern gehören erklärermassen zur zweiten Gruppe. ○

---

# «Alle rüsten auf»

---

**Armeechef André Blattmann über den Gripen, die Kampfkraft seiner Truppe und den theoretischen Ernstfall bewaffneter Konflikte in der Schweiz. Von Roger Köppel und Remo Nägeli (Bild)**

**Herr Korpskommandant, eben zeigen neue Umfragen, dass eine Mehrheit den neuen Kampffjet Gripen nicht beschaffen will. Traut man den Zahlen: Wie wollen Sie den Volkswillen drehen bis zum 18. Mai?**

Wir müssen mobilisieren und weiterkämpfen. Es geht ja nicht um irgendeinen neuen Gesetzesartikel. Es geht um die Sicherheit des Landes.

**Die Schweizer gehören zu den sicherheitsbewusstesten Menschen der Welt. Woran krankt Ihre Kampagne?**

Die Beschaffung dauert schon recht lange. Es geht um rund drei Milliarden Franken. Das ist viel Geld. Enorme Interessen spielen mit hinein. Ich kann mich nicht erinnern, dass derartige Materialbeschaffungen für die Armee jemals geräuschlos über die Bühne gingen. Auch vor dem Zweiten Weltkrieg wollten alle abrüsten. Nur Bundesrat Rudolf Minger mahnte. Es gibt da nichts Neues unter der Sonne. Man muss die Leute immer wieder von der Notwendigkeit einer glaubwürdigen Armee überzeugen. Dazu gehören nun einmal auch Kampfflugzeuge.

**Vielleicht kommt die Skepsis auch daher, dass das VBS chaotisch kommunizierte. Einst hiess es, neue Kampfflugzeuge seien keine Priorität, dann auf einmal: Ohne Gripen keine Schweizer Armee. Zwischendurch: Man könne den Gripen auch mieten.**

Vielleicht sind wir hier tatsächlich etwas das Opfer unserer eigenen Ehrlichkeit geworden. In den Jahren 2008/2009 sank das Armeebudget auf unter vier Milliarden. Die Beschaffung neuer Kampffjets hätte die restliche Armee finanziell ausgeblutet. Zum Glück setzte dann im Parlament und bei den Kantonen eine Gegenreaktion ein. Man legte ein Kostendach von fünf Milliarden fest. Erst vor diesem Hintergrund konnte die Erneuerung der Luftwaffe wieder ehrlich zum Thema werden. Die Umstände haben sich geändert – politisch zugunsten der Sicherheit. Vorerst. Das kann ja immer schnell drehen.

**Mit dem Gripen wurde nicht das militärisch beste, sondern das kostengünstigste Modell gewählt. Welche Armee entscheidet sich freiwillig für die suboptimale Lösung?**

Halt. Der Gripen ist die Lösung mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis. Eine Flugzeugbeschaffung muss ganzheitlich betrachtet werden. Ich will jeden Franken optimal investiert wissen. Der Gripen ist die Maschine mit weit reichendem Radar und

Lenkwaffe sowie hervorragendem Schutz gegen elektronische Störung. Optimal für die Schweiz.

**Zu reden gaben die amerikanischen Komponenten des Gripen. Botschaft: Die USA könnten den Flieger jederzeit lahmlegen.**

Es gibt kaum Flugzeugtypen, die ohne amerikanische Komponenten auskommen. Das haben wir sehr präzise angeschaut. Entscheidend ist die Kommunikation zwischen Flugzeug und Bodenstation. Hier wird eine schweizerische Verschlüsselung eingebaut. Es kann also ohne Fremdeinwirkung geflogen werden! Grundsätzlich geht es in der Kommunikation darum: Haben wir dem Volk in der Gripen-Kampagne die Wahrheit gesagt? Das haben wir definitiv!

**Warum setzt die Schweiz auf mehrere Flugzeugmodelle? Wäre es nicht einfacher, nur einen Typ zu haben?**

Die Schweiz hatte immer mehrere und ganz unterschiedliche Kampfflugzeuge. Das ist nichts Neues, und es ist mit noch zwei Typen auch kein Problem, sondern birgt Vorteile. Insbesondere wird in kürzeren Abständen eine Erneuerung auf den neuesten Stand möglich, und das Risiko wird verteilt.

**Wie viele Gripen-Gegner sitzen im VBS?**

Ich kenne keinen. Wenn einer gegen den Gripen wäre, dann hätte er andere als militärisch-sicherheitspolitische Interessen. Hinter den Flugzeugkonzernen stehen mächtige Lobby-Organisationen. Was ja auch verständlich ist. Wenn sich die Schweiz für den Gripen entscheidet, ist das ein mächtiges Signal. Ich beobachte ein enormes internationales Interesse an unserer Evaluation. Deren Qualität übrigens überall gelobt wird – auch vom Parlament.

**Welche der Gripen-Gegner fürchten Sie am meisten: linke und grüne Armeeschaffer, die Grünliberalen oder die Verfechter des französischen Modells Rafale?**

Es gibt zwei gefährliche Gruppen für unsere Sicherheit. Die einen sagen, es passiere nichts mehr. Kriege seien ausgeschlossen für die Schweiz. Das sind die Verantwortungslosen, die Opportunisten. Die anderen erzählen, unsere Nachbarn würden im Ernstfall helfen. Das sind die Weltfremden. Wer als Staat unabhängig bleiben will, muss selber für seine Sicherheit sorgen können.

**Was passiert bei einem Nein? Nichts? Forcierter Drohnenkauf? Neue Evaluation? Miete des Gripen?**



«Optimal investiert»: Armeechef Blattmann.

Es gibt keinen Plan B. Volksentscheide sind zu respektieren. Ich würde neue Handlungsrichtlinien der Politik brauchen. Das aktuelle Leistungsprofil, festgehalten im Armeebericht, wäre nicht mehr zu erfüllen. **Welches Signal würde die Schweiz mit einem Nein aussenden?**

Ein reicher Kleinstaat verabschiedet sich vom Konzept der Sicherheit und Unabhängigkeit. Ein zuverlässiger und berechenbarer Pfeiler innerhalb Europas würde geschwächt. Wir würden unsere Souveränität zur Disposition stellen und zu einem militärischen Vakuum in Europa beitragen. Überall sonst auf der Welt wird aufgerüstet. Die Rüstungsausgaben sind höher als im Kalten Krieg. Die Schweiz gäbe den Willen auf, sich selber zu behaupten. Wer sich nicht schützen kann, über den wird verfügt.

**Würden Sie bei einem Nein zurücktreten?** Nach einem demokratischen Volksentscheid kann man nicht zurücktreten. Das ist kein Thema. Ich würde mit der Politik die Frage erörtern müssen, mit welchen Mitteln wir die Sicherheit der Schweiz gewährleisten können. Der «Werkzeugkasten Armee» müsste neu organisiert werden. Klar ist: Die Risiken würden grösser.

**Hypothetisches Beispiel: In der Schweiz kommt es zum Aufstand muslimischer Kosovo-Albaner. Die Thaci-Regierung in Pristina schickt Waffen für die angeblich unterdrückten Landsleute, die unter Minarettverbot und Fremdenfeindlichkeit leiden. Könnte die Schweizer Armee heute die Ruhe wiederherstellen?**

Zuständig bei inneren Unruhen ist die Polizei – die Armee ist subsidiär die Sicherheitsreserve für den Fall, dass die Kräfte der Polizeikorps nicht mehr ausreichen. Die Antwort lautet unabhängig von Ihrem Beispiel aber eindeutig: Ja. Innerhalb einiger Tage können wir wenige tausend Angehörige der Armee aufbieten. Wir wären in der Lage zu unterstützen, mit Militärpolizisten und Durchdienstern und WK-Truppen. Deshalb ist es mit der Weiterentwicklung der Armee das Ziel, die Bereitschaft zu verbessern und die Mobilmachung wieder einzuführen.

**Einst hatte die Schweiz keine Armee, sie war eine Armee. 800 000 Mann konnten binnen 48 Stunden mobilisiert werden. Wo stehen wir heute?**

Das waren beeindruckende Leistungen. Die Schweizer Armee hatte damals einen Effektivbestand von 800 000 Mann. Um heute die Hälfte aller verfügbaren Kräfte zu mobilisieren, wären mehrere Wochen nötig. Wir wollen das verbessern, indem wir zurückgehen zum bewährten System der dezentralen Materiallagerung. Heute muss das Ziel sein, innerhalb von Tagen 35 000 Mann zu mobilisieren.

**Wie sehr steht die aktuelle Armeeführung zur Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz? In jüngerer Vergangenheit gab es einen starken Drall in Richtung Nato.**

Dieser Nato-Drall – wenn es ihn je gegeben hat – ist nicht mehr spürbar. Das hat auch mit einer gewissen Ernüchterung zu tun. Man hat gesehen, dass das «Pooling» und «Sharing» von Sicherheit in der Praxis sehr, sehr schwierig ist. Am Ende muss man das Heft selber in die Hand nehmen können. Das heisst nicht, dass wir uns in Friedenszeiten abschotten. Im Gegenteil. Wir pflegen den regen Austausch und bilden uns international weiter, sogar in Russland.

**Auch in Nordkorea?**

Nein. Aber welches Land bringt in friedensfördernden Weiterbildungskursen nordkoreanische und südkoreanische Offiziere zusammen? Die Schweiz! Ich finde das vorbildlich.

**Was bedeutet die Situation in der Ukraine für die Schweiz?**

Es ist ein Weckruf. Machtpolitik wird nach wie vor mit Waffen durchgesetzt. Und: Niemand hat diesen Konflikt kommen sehen. In den Jahresvorschauen haben die Zeitungen alle möglichen Risiken erwähnt. Niemand aber dachte auch nur eine Sekunde an einen Konflikt in der Ukraine, auf der Krim. Auch ich nicht. Das ist die entscheidende Lehre: Man muss immer das Unerwartete erwarten und gewappnet sein.

**Seit zwanzig Jahren wird die Armee mit Reformen von oben ausgehöhlt. Was unternehmen Sie konkret dagegen?**

Ich habe konkret zwei Schwerpunkte, gegen aussen: Ich betone den Wert der Sicherheit. Früher war das selbstverständlich, heute müssen wir das erklären. Die Schweizer Armee sichert im Notfall die Schweiz und schützt Land, Leute und Infrastruktur. Und ausserdem bildet sie hervorragendes Führungspersonal, Milizkader, aus. Gegen innen: sicherstellen, dass intensive Dienstleistungen durchgeführt werden. Und man muss verstehen, was der Sicherheitsgedanke für die Armee bedeutet. Entscheidend ist das Zusammenspiel von Cyberspace und den Mitteln in der Luft und am Boden. Bei allem Nachdenken über Bedrohungen dürfen wir nie vergessen: Kriege werden am Boden entschieden. Sie müssen physisch Präsenz markieren können. Und die Truppe am Boden muss gegen Angriffe aus der Luft geschützt werden. Deshalb ist mit einem Truppenbestand von unter 100 000 Mann der aktuelle Auftrag der Armee nicht zu erfüllen. Das Parlament hat diese Zahl bewilligt. Ich bin überzeugt, das ist das absolute Minimum.

**Man hat dem Volk bei der Armee XXI versprochen, alles werde billiger und effizienter. Tatsache ist: Viel wurde verschrottet, aber wenig gespart.**

Wenn Sie die Rüstungsausgaben der Schweiz an ihrem Gesamtbudget messen, dann haben wir sie seit den neunziger Jahren von rund zwanzig Prozent auf sieben Prozent zurückgefahren. Kein anderes Departement hat die Kosten real gesenkt, geschweige denn in einem solchen Umfang. Was richtig ist: Die Ausrüstung ist gegenüber früher teurer geworden.

**Der Wasserkopf an Bürokratie ist gewachsen, obschon die Armee kleiner wurde.**

Grosse Organisationen sind immer gewissen Gefahren des inneren Wachstums ausgesetzt. Ich bin gerade jetzt dabei, eine Reduktion der Stellenzahl von 9500 auf 9000 durchzubringen. Richtig ist aber auch: Viel Aufwand, den wir gar nicht suchen, wird uns von der Politik aufgetragen. Hier muss man die Frage stellen dürfen, was dies wirklich für die Sicherheit der Schweiz bringt. Es werden unzählige Berichte und Gutachten verlangt sowie immer neue Administrativen eingeführt.

**Wenn wir den Gripen haben, schliessen wir Lücken in der Luft. Wie sieht es am Boden aus? Kann diese Armee, die einst achtmal grösser war, die Schweiz noch verteidigen?**

Boden: Auch hier wird Material ersetzt werden müssen. Die Konzepte inklusive Zeitpläne liegen vor. Können wir die Schweiz schützen? Ja, aber wir dürfen nicht weiter schrumpfen. Wer alles kahlschlägt, kann nachher nicht mehr einfach aufforsten. Was weg ist, ist weg.

André Blattmann, 58, Korpskommandant, ist seit dem 1. März 2009 Chef der Schweizer Armee.



Die Landesregierung tut das Gegenteil: Bundespräsident Burkhalter.

## Der Aussenminister spielt Theater

Bis in zwei Jahren will Bundespräsident Didier Burkhalter das Volk über ein Rahmenabkommen mit der EU abstimmen lassen. Und es könnte noch schneller gehen: Der Bundesrat will die Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative ungeschehen machen. *Von Markus Schär*

«Täuscht der Eindruck, dass Sie niedergeschlagen sind?», fragt der Journalist des Schweizer Radios den Aussenminister. Bundespräsident Didier Burkhalter winkt ab, lächelt geübt und fährt beflissen fort, in jedes Mikrofon und vor jeder Kamera zu lamentieren. «Das ist der Deal, den man jetzt bekommen kann», beteuert er nach den Verhandlungen, in denen sich der Bundesrat dem Willen der EU unterwarf. «Wir wussten, dass wir nur das erhalten – die Alternative war nichts.» Eine Blockade in den Beziehungen zur EU würde aber zu «gigantischen Konsequenzen» führen: «Hätten wir jetzt nicht gehandelt, dann hätten wir keine Perspektive mehr.»

Es gebe keine Alternative, belehrte der Aussenminister letzte Woche nach der Bundesratssitzung die Medien eine Stunde lang. Wie die EU forderte, gewährt die Landesregierung Kroatien denselben Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt wie den anderen neuen EU-Staaten und versichert allen bereits im Land lebenden EU-Bürgern, dass sie ihre «erworbenen Rechte» selbst nach einer Kündigung der Personenfreizügigkeit behielten. «Das kommt einer Einladung an möglichst viele EU-Bürger gleich, unter diesem Regime noch in die Schweiz zu kommen und hier zu bleiben», stellt SVP-Generalsekretär Martin Baltisser fest. Darüber hinaus will der Bundesrat Kroatien einen «Erweiterungsbeitrag» von 45 Millionen Franken

zahlen – eine «Reparationszahlung nach dem 9. Februar», wie der SVP-Funktionär höhnt.

### «Konnten nicht mehr erreichen»

Für ihren guten Willen bekommt die Schweiz: wenig bis nichts. Über die Kooperation beim Studentenaustausch, bei der Forschung und bei der Filmförderung, von der die EU die Schweiz willkürlich aussperrte, lässt sich jetzt wieder reden, «aber nicht mehr auf dem gleichen Niveau wie vorher», wie Burkhalter klagt. Und die schon letztes Jahr weit vorangetriebenen Verhandlungen über ein Rahmenabkommen laufen weiter – schliesslich fordert die EU seit Jahren, die Schweiz müsse das EU-Recht automatisch übernehmen und sich dem EU-

Gerichtshof unterwerfen. «Das ist kein Gleichgewicht», spöttelt selbst ein regierungstreuer SRG-Journalist. «Sie haben recht», räumt der Aussenminister ein. «Aber wir konnten nicht mehr erreichen.»

In die Alternativlosigkeit manövriert Didier Burkhalter sich und das Land willentlich selber – er spielte denn auch bei seinem scheinbar niedergeschlagenen Auftritt letzte Woche nur Theater. Während sich seine Vorgängerin Micheline Calmy-Rey gegenüber den Forderungen aus Brüssel stur stellte, beugt sich der Aussenminister seit seinem Amtsantritt vor zwei Jahren willig. Nur wenn die Schweiz mit einem institutionellen Rahmenabkommen den bilateralen Weg mit der EU «renoviere», behauptet er seit je, könne die Schweizer Wirtschaft dank ungehindertem Zugang zum europäischen Binnenmarkt künftig noch blühen.

Der Bundesrat will also die Schweiz noch enger an die EU ketten, vor allem stärker in den EU-Binnenmarkt zwingen – obwohl das bedeutet, dass unser Land als erklärtes Nicht-

---

## «Für Didier Burkhalter gibt es den 9. Februar eigentlich nicht.»

---

mitglied auch die Fiskal-, die Sozial- und die Arbeitsmarktpolitik der EU übernehmen müsste. Viele Stimmbürger sprachen sich am 9. Februar ausdrücklich für das Gegenteil aus: Die Schweiz soll ihre Bindungen an die EU wieder lockern, also echte bilaterale Beziehungen aushandeln, die sich darauf beschränken, dass sich die ungleichen Partner gegenseitig den ungehinderten Marktzugang gewähren und in den Bereichen mit beiderseitigen Interessen zusammenarbeiten.

«Das Schweizer Volk hat sich sieben Mal für den bilateralen Weg ausgesprochen», behauptet Burkhalter dagegen. «Es wünscht gute Beziehungen mit der EU.» Er beteuert, der Bundesrat halte sich «Punkt für Punkt» an den Verfassungsauftrag, den er vom Volk am 9. Februar bekommen hat. Und er verschweigt, dass der Bundesrat schon vor der Abstimmung drohte, auch nur die Kündigung der Personenfreizügigkeit führe zur Katastrophe für die Schweiz. Es sei davon auszugehen, dass sich die EU nicht auf Nachverhandlungen zum Abkommen einlassen und damit das ganze Paket der Bilateralen I aufkünden würde, warnte die Landesregierung im Bundesbüchlein vor der Masseneinwanderungsinitiative: «Dies würde der Schweiz und ihrer Wirtschaft erheblichen Schaden zufügen» – mit Folgen «letztlich für den Wohlstand von uns allen».

Das Volk liess sich von dieser Androhung der Apokalypse nicht beeindruckt. Wie die Vox-Umfrage nach der Abstimmung zeigte (*Weltwoche* Nr. 17/14), fanden «eine überwältigende Mehrheit der Befürworter und eine ziemlich

grosse Minderheit der Gegner»: Auch wenn die Kontrolle der Zuwanderung zu einer Kündigung der bilateralen Verträge führen könnte, müsse die Schweiz dieses Risiko eingehen.

Die Schwarzmalerei bekommen denn auch nicht recht. Die Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich stellte bei einer Umfrage nach der Abstimmung fest: «Etwa 13 Prozent der Unternehmen berichten von einer verringerten Investitionssicherheit, die Investitions- und Personalplanungen verändern sich momentan aber nur bei einem geringen Teil der Unternehmen.» Jetzt melden die Forscher: «Die Schweizer Jobmaschine boomt – die Beschäftigung steigt auf den höchsten Wert seit Mitte 2011.»

Nicht nur das Volk, auch das Parlament fordert, dass die Schweiz ihre Bande zur EU lockert. Schon im Oktober 2013 setzte SVP-Strategie Christoph Blocher in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats eine Abstimmung über Grundsätze der Beziehungen zur EU durch:

— «Der EU ist unmissverständlich darzulegen, dass die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist. Die Schweiz will der EU weder auf direktem noch auf indirektem Weg beitreten» (14 Ja, 1 Nein, 6 Enthaltungen).

— «Die Schweiz unterhält mit der EU Beziehungen auf vertraglicher Ebene, insbesondere, um den gegenseitigen Marktzutritt zu erleichtern. Aber die Schweiz ist nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes und hat auch nicht die Absicht, dies zu werden» (13 Ja, 1 Nein, 7 Enthaltungen).

— «Die Schweiz schliesst keine Verträge ab, welche ihre Souveränität generell rechtlich oder faktisch einschränken. Insbesondere kann und wird sich die Schweiz nicht verpflichten, das zukünftige EU-Recht in heutigen oder in künftigen bilateralen Verträgen automatisch zu übernehmen und sich der EU- oder der EWR-Gerichtsbarkeit zu unterstellen» (13 Ja, 1 Nein, 7 Enthaltungen).

Diese Entscheide der Kommission, denen sich der Aussenminister nicht widersetzte, binden den Bundesrat allerdings nicht. Deshalb reichte sie die SVP-Fraktion im Dezember als Motion ein – und der Bundesrat sprach sich am 26. Februar, drei Wochen nach der Abstimmung, dafür



aus. «Die Motion wird im Parlament einfach nie behandelt», weiss Christoph Blocher aus Erfahrung.

Tatsächlich tut die Landesregierung das Gegenteil. Sie treibt die Verhandlungen über das Rahmenabkommen mit der EU eifrig voran: «Persönlich gehe ich davon aus, dass wir in zwei Jahren grundsätzlich über unser bilaterales Verhältnis zur EU abstimmen werden», sagte Burkhalter der *NZZ am Sonntag*. Und es könnte noch viel schneller gehen, argwöhnt Blocher: «Über das Verhandlungsmandat ist man sich schon lange einig», meint er. «Jetzt spielt man einfach noch ein grosses Theater, wie viele Schwierigkeiten es gebe – das macht man so.»

Für diesen Verdacht spricht die personelle Konstellation in der EU. Die Kommission mit dem Schweizverstehender José Manuel Barroso als Präsidenten amtiert nur noch bis im Herbst. Und Chefunterhändler David O'Sullivan wechselt als EU-Botschafter nach Washington, wo er sich um ein Freihandelsabkommen mit den USA kümmern soll. Mit dem neuen Führungspersonal in Brüssel nach den EU-Wahlen von Ende Monat müsste die Schweiz aber wieder von vorne anfangen.

## Völkerrecht vor Landesrecht

Deshalb vermutet Blocher, dass die Verhandlungspartner – die längst übereinstimmen – jetzt eine Vorlage durchpeitschen. Er bereitet sich und sein Komitee «Nein zum schleichen EU-Beitritt» sogar auf die Expressvariante vor: Der Bundesrat könnte, wenn es schnell zu einem Abschluss kommt, das Rahmenabkommen schon auf die Juni-Session dem Parlament weiterleiten und im November dem Volk vorlegen. Auf jeden Fall sei die Grundsatzfrage im nächsten Jahr abstimmungsreif, glaubt Blocher – die Strategen dächten nur noch darüber nach, ob eine solche Abstimmungsschlacht im Wahljahr 2015 opportun sei.

Zu lösen ist einzig noch die Frage, wie sich die Abstimmung vom 9. Februar ungeschehen machen lässt. Blocher sieht zwei Varianten: Die Verhandlungspartner könnten im Rahmenabkommen die «vier Freiheiten» der EU festschreiben, also auch die Personenfreizügigkeit. Oder sie könnten die Geltung des Rahmenabkommens auf alle bisherigen Verträge ausweiten – dann würde nach einem Grundsatz, den das Bundesgericht letztes Jahr ausrief, das Völkerrecht das Landesrecht brechen.

Auf jeden Fall muss das Volk, wenn es – wann auch immer – über ein Rahmenabkommen abstimmt, nochmals über die Personenfreizügigkeit entscheiden. «Für Burkhalter gibt es den 9. Februar eigentlich nicht», spottet Blocher. Der Aussenminister, der seine Renovierung des bilateralen Wegs gegen Parlament und Volk durchzwingen will, könnte sich aber nach der nächsten EU-Abstimmung ganz ohne Theater niedergeschlagen fühlen. ○

# Frau ohne Alibi

Nicoletta della Valle, die neue Oberpolizistin der Schweiz, kehrt an ihren Tatort zurück: eine Beförderung mit Zündstoff.

Von Urs Paul Engeler

Erstmals versammelten die Verschwörer sich am Dienstag, 24. Juli 2007, um 14.30 Uhr im Sitzungszimmer der Direktion der Bundesanwaltschaft (BA). Mit in der heimlichen Runde: Claude Nicati, stellvertretender Bundesanwalt, Kurt Blöchliger, Chef der Bundeskriminalpolizei (BKP), drei Staatsanwälte des Bundes (Lienhard Ochsner, Alberto Fabbri und Martin Stupf) – sowie Nicoletta della Valle, damals stellvertretende Direktorin des Bundesamts für Polizei (Fedpol). Das Sextett beriet eine Sache,

die das Potenzial für ein politisches Erdbeben hatte. Es ging um die möglichst effektvolle Verwertung der sogenannten Holenweger-Papiere, der privaten Aufzeichnungen des jahrelang verfolgten und später vom Bundesstrafgericht endlich freigesprochenen Bankiers Oskar Holenweger. Aus dessen Flipcharts hatten die Polizei- und Justizfunktionäre, offenbar fiebrig bis zur Konfusion, einen «H-Plan» konstruiert. Sie glaubten, Vorbereitungen für einen Umsturz entdeckt zu haben.

Die harmlosen persönlichen Notizen stammten aus dem laufenden Strafverfahren gegen Holenweger und unterlagen somit dem Amtsgeheimnis. Gleichwohl beschlossen die sechs Beamten aus durchsichtigen parteipolitischen Motiven, die vertraulichen (und überdies völlig falsch interpretierten) Akten der Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats auszuhändigen. Lienhard Ochsner (SP) wollte gemäss Protokoll öffentlich machen, «ob sich namhafte Politiker und Medien von einer einflussreichen Verfassungspartei instrumentalisieren liessen mit dem Ziel, die Strafjustiz nachhaltig zu beeinflussen». Della Valle unterstützte ihn kräftig mit dem Votum, «dass die BA mit der Weiterleitung der Akten an die GPK nur gewinnen» könne.

So stand die Frau, die ab 1. August das höchst sensible Bundesamt für Polizei führen soll, am Ursprung des grössten Schweizer Justizskandals der Neuzeit, eines Komplotts, mit dem die parlamentarischen Oberaufseher der GPK und damit die Öffentlichkeit in die Irre geleitet wurden, das weiter zur Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher (SVP) führte und dessen Bumerangeffekt schliesslich auch die gesamte Führungsriege um den weggewählten Bundesanwalt Erwin Beyeler dahintrug.

Eine aus dem intriganten internen Zirkel hat nicht nur überlebt, sondern kehrt nach einem Abstecher ins Leitungsgremium der Berner Psychiatrieanstalt «Waldau» als neue Amtsdirektorin an den Ort der Übeltaten zurück. Nicoletta della Valle, 52, ist nicht die Alibi- und Quotenfrau von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, wie Kritiker leise schnöden, sondern eine Juristin, die «aufgrund ihrer bisherigen Tätigkeiten [...] das System der inneren Sicherheit, den Strafverfolgungs- und Polizeibereich» tatsächlich kennt, wie das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) schreibt. Nach einer unauffälligen Laufbahn über das Bundesamt für Umwelt und die Verwaltung der Stadt Bern landete die Sozialdemokratin 1999 als Adjunktin im EJPD, von wo sie, nach gefordertem Austritt aus der SP, per April 2006 vom damaligen Departementschef Blocher zur stellvertretenden Fedpol-Direktorin befördert wurde.

Dort tickte bereits hörbar die Zeitbombe «Ramos». BKP und BA hatten Anfang 2003 den zweifach zu lebenslänglich verurteilten kolumbianischen Drogendealer und überführten US-Agenten auf den unbescholtenen Bankier Oskar Holenweger angesetzt und den Verbre-



Politische Wirren: zukünftige Fedpol-Chefin della Valle.

cher, nachdem er den Bund eine Viertelmillion gekostet hatte, 2004 in einer Nacht-und-Nebel-Aktion klammheimlich wieder ausschaffen müssen. Details der skandalösen Aktionen waren in die Medien gesickert, Bundesanwalt Valentin Roschacher musste im Juli 2006 zurücktreten, das Bundesstrafgericht als Aufsichtsorgan wurde aktiv, die nationalrätliche GPK begann, die ungeheuerlichen Vorgänge zu untersuchen. Während Fedpol-Chef Jean-Luc Vez geschickt wegtauchte, trat dessen Stellvertreterin della Valle umso forscher auf den Plan.

Sie stand der GPK Red und Antwort und informierte die Parlamentarier, wie den Protokollen zu entnehmen ist, nachweislich falsch. Sie bestritt mit Brief vom 18. Januar 2007 gegenüber dem Untersuchungsrichter zudem die Existenz von «Ramos»-Einsatzberichten (die es in Dutzenden gab). Sie verhinderte im September 2010 auch, dass dem Bundesstrafgericht die «Ramos»-Akten ausgehändigt wurden, weil diese den gesamten morschen Justizapparat des Bundes erschüttert hätten. Sie persönlich initiierte weiter ein Strafverfahren gegen zwei in Ungnade gefallene BKP-Mitarbeiter, die der Urkundenfälschung beschuldigt und auf ihre Weisung hin freigestellt wurden (der Prozess endete übrigens mit Freisprüchen und einem finanziellen Schaden von mehreren zehntausend Franken, den der Kanton Bern zu tragen hatte).

Ein Motiv, das della Valle antrieb, war ihre zwischenzeitliche Liaison mit BKP-Chef Kurt Blöchliger, der den Einsatz von «Ramos» leitete, die geheime Einsatztruppe «Tigris» aufbaute, 2008 auch seinen Hut wechseln

### Ein Motiv, das della Valle antrieb, war ihre zwischenzeitliche Liaison mit BKP-Chef Kurt Blöchliger.

musste und in Schaffhausen unterkam. Dass die Nummer zwei und die Nummer drei des Amtes unter einer Decke steckten, störte die immer lauter murrende und zerstrittene Belegschaft, nicht aber die Spitze des Fedpol. Diese teilte 2009 der *Weltwoche* mit: «Die seit Jahren bestehende Freundschaft zwischen Herrn Blöchliger und Frau D. ist innerhalb des Fedpol und auch dem Direktor des Fedpol bekannt. Es bestand zu keinem Zeitpunkt Anlass, Frau D. deswegen bei BKP-Geschäften in den Ausstand treten zu lassen.»

Wenn die Frau mit reichhaltiger Vergangenheit im August als Amtsdirektorin zurückkehrt, begegnet sie intern und extern vielen heiklen Vorgeschichten und begründeten politischen Vorbehalten. Die Chefbeamtin, die den Justizskandal gedeckt hat und die politischen Wirren mit verantworten muss, dürfte auch der Staatshaftungsklage, die Bankier Holenweger gegen die Eidgenossenschaft anstrengt, gute Argumente liefern. ○

# Frauenpolizei

Frauen werden lohnmassig unterdrückt. Tatsächlich? Die Statistiken sind unvollständig, der Befund ist unwahrscheinlich. Doch bereits plant der Bund eingreifende Massnahmen. Von Christian Mundt



Wacklige Grundlagen: Bundesrätin Sommaruga (M.).

Vergangene Woche stellte das Bundesamt für Statistik (BfS) erste Ergebnisse der Lohnstrukturerhebung 2012 vor. Eines der präsentierten Ergebnisse: Die Lohnschere zwischen Mann und Frau habe sich zwischen 2010 und 2012 um 0,5 Prozentpunkte auf 18,9 Prozent vergrössert. Ein Teil dieser Unterschiede lasse sich mit verschiedenen Profilen von Frauen und Männern erklären – Alter, Ausbildung oder Verantwortung, um einige der Faktoren zu nennen. Zwei Fünftel des Lohnunterschieds seien statistisch aber nicht erklärbar, wird in den Analysen behauptet, die auf der vorhergehenden Lohnstrukturerhebung aus dem Jahr 2010 beruhen (die genauen Untersuchungen für 2012 laufen noch, dürften aber zu ähnlichen Ergebnissen führen). Das heisst: Frauen verdienen bei gleicher Arbeit weniger als Männer, nur weil sie Frauen sind.

Diese nicht durch die Statistik erklärbaren Lohnunterschiede werden von Gewerkschaften und (zumeist linken) Politikern, aber auch von offizieller Seite wie beispielsweise dem Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG) als Lohndiskriminierung interpretiert. Diskriminierung aufgrund des Geschlechts ist seit Einführung des Gleichstellungsgesetzes 1996 in der Schweiz verboten. Die Folgen dieser statistisch nicht erklärbaren Differenzen, die zur Diskriminierung umgedeutet werden, sind gewaltig: Die Gewerkschaften for-

dern (höhere) Mindestlöhne, damit Frauen nicht diskriminiert werden können. Der Bund unternimmt zahlreiche Anstrengungen, um der angeblichen Diskriminierung Herr zu werden: So vergibt er Aufträge an Unternehmen in der Schweiz nur, wenn sich diese an das Gleichstellungsgesetz halten, was wiederum vom Gleichstellungsbüro geprüft werden kann. Im Falle ungleicher Löhne drohen Auftragsentzug oder Strafzahlungen. Mit einem «Lohngleichheitsdialog» wollten Bund und Sozialpartner Unternehmen dazu bringen, freiwillig zu prüfen, ob die bezahlten Löhne dem Grundsatz der Gleichstellung entsprechen. Statt der anvisierten hundert Unternehmen nahmen zwischen 2009 und 2013 aber nur 42 Firmen an diesem Projekt teil. Die Folge des gescheiterten Experiments: Bundesrätin Simonetta Sommaruga kündete im Dezember an, bis Sommer weitere Massnahmen zur Durchsetzung der Lohngleichheit zu prüfen – das Wort Lohnpolizei macht seither die Runde.

### Nur jeder dritte Mitarbeiter erfasst

Ein flächendeckender Mindestlohn oder eine staatliche Lohnpolizei – die Forderungen zur Beseitigung der angeblichen Lohndiskriminierung sind umfassend. Lückenhaft ist hingegen die Datengrundlage, welche die Lohndiskriminierung beweisen soll: Als Grundlage aller wichtigen Analysen und Studien dienen

die Daten der Lohnstrukturerhebung des Bfs. Für diese Erhebung verschickt das Bfs alle zwei Jahre einen Fragebogen an rund 49 000 öffentliche und private Unternehmen. So können die Löhne von etwa 1,9 Millionen Arbeitnehmern des zweiten und dritten Sektors erhoben und zugeordnet werden.

Eine genaue Betrachtung des Fragebogens ergibt aber, dass längst nicht alle Merkmale einer Person, die lohnrelevant sein können, erfragt werden. Konkret möchte das Bfs die Grösse des Betriebs und die Art der Lohnvereinbarung (Gesamtarbeitsvertrag oder ausschliesslich Einzelarbeitsverträge) wissen. Im Falle kleinerer Betriebe bis 19 Arbeiter muss der Fragebogen für jeden Angestellten ausgefüllt werden. Bei 20 bis 49 Mitarbeitern reicht es, für jeden zweiten Angestellten die Fragen zu beantworten, bei mehr als 50 Mitarbeitern für jeden dritten. Die Fragen sind in sechs Kategorien unterteilt: persönliche Merkmale, Stellenmerkmale und Arbeitsbedingungen, Bruttolohn und Sozialabgaben, Beschäftigungszeitraum, Jahresverdienst inklusive Sonderzahlungen und Beruf.

Während die ausbezahlten Löhne und Sonderzahlungen relativ genau erfragt werden – Grundlohn, Arbeits- und Familienzulagen, Sozialabgaben, 13. und 14. Monatslohn, Überstundenentschädigung und Bonuszahlungen, Gehaltsnebenleistungen und zusätzliche Renten- oder Vorsorgezahlungen –, werden andere Merkmale nur sehr oberflächlich erhoben. Die persönlichen Merkmale beschränken sich auf die AHV-Nummer (welche Geschlecht, Alter, Zivilstand und Nationalität wiedergibt), die Ausbildung und den Eintritt ins Unternehmen. Bei der Ausbildung ist die höchste abgeschlossene Ausbildung gemäss einer von acht Kategorien (von der obligatorischen Schule über Fähigkeitszeugnis und Fachausweis bis zur Universität) einzutragen. Beim Hochschul-

titel wird lediglich gefragt, ob es sich um ein Doktorat, einen Master- oder einen Bachelor-Titel handelt. Die Ausbildungsart respektive Studienrichtung wird nicht erfasst. So wird beispielsweise bei einer kaufmännischen Stelle nicht unterschieden, welches KV-Profil ursprünglich von der betreffenden Person absolviert worden ist. Bei einer im Autoverkauf tätigen Person unterscheidet die Statistik nicht, ob sie vor dieser höheren Berufsbildung (zum Autoverkäufer) einen Berufsabschluss als Automechaniker oder als Pflegefachfrau erlangte – Ersterer dürfte aber aufgrund seiner Kenntnisse einen höheren Lohn als Autoverkäufer bekommen als Letztere.

### Sprachkenntnisse nicht berücksichtigt

Gleiches gilt für die Hochschulabsolventen: Die Statistik unterscheidet nicht, welches Studium die jeweilige Person abgeschlossen hat – einzig der akademische Grad entscheidet. So spielt es keine Rolle, ob das Physikstudium an der ETH oder der Universität in Zürich oder gar im Ausland absolviert wurde, auch die Abschlussnote wird nicht berücksichtigt. Genauso wenig finden mehrere Studiengänge Eingang in die Statistik: Wer dem Master in Wirtschaft noch einen in Recht anhängt, wird gleich eingestuft wie jemand, der nur einen Abschluss hat – oder aber schlechter als jemand, der statt eines zweiten Studiums eine Doktorarbeit in Angriff genommen hat. Berufserfahrung wird in der Bfs-Statistik lediglich anhand des Eintritts ins Unternehmen erfasst. Treten beispielsweise zwei 55-Jährige, ein Mann und eine Frau, gleichzeitig in das Unternehmen ein, wird aus der Statistik nicht ersichtlich, ob die Frau während fünfzehn Jahren keiner Erwerbstätigkeit nachgegangen ist und zu Hause die Kinder betreut hat – für den Lohnunterschied kann diese Kinderpause aber durchaus relevant sein, wenn der Mann in der

gleichen Zeit ständig gearbeitet und Berufserfahrung gesammelt hat. Die Arbeitsleistung, also wie gut jemand seine Arbeit erledigt, findet ebenfalls keinen Eingang in die Statistik.

Ähnlich oberflächlich werden die Stellenmerkmale erfasst: Die Statistik unterscheidet nur zwischen oberem (entspricht der Geschäftsleitung), mittlerem, unterem und unterstem Kader sowie «ohne Kaderfunktion». Damit wird der Filialleiter eines grossen Kaufhauses gleich bewertet wie die Filialleiterin eines Dorflädchens oder Tankstellenshops. Ob ein Rezeptionist im Luxushotel unter höchsten Anforderungen oder in der Jugendherberge zwei Strassen weiter arbeitet, hat möglicherweise auf den Lohn, nicht aber auf die Statistik eine Auswirkung. Bei Berufen mit Vertrauensarbeitszeit stösst die Statistik ebenfalls an ihre Grenzen. Überstunden werden nur erfasst, wenn diese auch als solche ausgewiesen und ausbezahlt werden. Dies ist insbesondere bei höherqualifizierten Tätigkeiten häufig nicht der Fall. Überhaupt nicht angerechnet werden Weiterbildungen, die nicht eine höhere Berufsausbildung zur Folge haben. So wird beispielsweise ein Nachstudium nicht erfasst, obwohl ein MBA- oder CFA-Titel durchaus lohnrelevant sein kann – oder für eine Stelle sogar vorausgesetzt wird. Auch die Sprachkenntnisse finden keinen Eingang in die Datensammlung.

Das Fehlen von Daten in der Lohnstrukturerhebung des Bfs ist kein Beleg dafür, dass es in der Schweiz keine systematische Lohndiskriminierung des weiblichen Geschlechts gibt. Mit dieser Erkenntnis lässt sich aber auch – anders als vielfach behauptet – nichts beweisen. Vielmehr scheint es wahrscheinlich, dass die vom Bfs nicht erklärbaren Unterschiede der Löhne nach Geschlecht auf die vom Bfs nicht erhobenen Faktoren zurückzuführen sind. Will der Bund auf dieser unvollständigen Datengrundlage weitere bürokratische Massnahmen einführen, sind hiezu Zweifel angebracht. ○

**Ein Hoch auf die Schweiz.**

Volg ist im Dorf daheim – auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten kennen wir Berg und Tal und halten typisch schweizerische Werte hoch. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden mit Weitblick im nahen Volg einkaufen.

*Volg. Im Dorf daheim.*

**Volg**  
frisch und fründlich

brandinghouse



# Das Kernproblem bleibt

Nach spektakulären Führungsproblemen löst die Uni Zürich ihr Medizinhistorisches Institut auf. Der verantwortliche Direktor Flurin Condrau wird degradiert, darf aber seinen Lehrstuhl behalten. Das Museum wird auf Jahre geschlossen. Dabei erhielt es hervorragende Noten von Experten. Von Philipp Gut

Während der Dauer der gesamten Affäre war er abgetaucht. Zu den dubiosen Vorgängen an seinem Institut sagte er kein Wort. Doch jetzt, da sein gesamtes Kader weg ist, erscheint Professor Flurin Condrau zum ersten Mal seit über eineinhalb Jahren zu einer Pressekonferenz der Universität. Dunkler Anzug, lila Hemd, violette Krawatte.

«Sein» Institut ist es allerdings bald nicht mehr. Die Uni löst, wie sie an der erwähnten Pressekonferenz vom Dienstag mitteilte, das Medizinhistorische Institut und Museum auf. Es gibt fortan in Zürich kein Institut für Medizingeschichte mehr. Direktor Condrau wird degradiert. Er wird bloss noch einen Lehrstuhl innehaben, unter dem Dach eines zu gründenden Center for Medical Humanities, wie es neudeutsch heisst.

Auch das Medizinhistorische Museum, das bis zu seiner Entlassung im September 2012 unter der Obhut von Konservator Christoph Mörgeli stand und in den Direktionsbereich von Flurin Condrau fiel, wird dessen Verantwortung entzogen. Es wird künftig am Institut für Evolutionäre Medizin angesiedelt sein.

Solche Organisationsfragen wären natürlich nicht von öffentlichem Interesse und sie würden auch nicht einen Saal mit Journalisten füllen, wenn es dabei nicht um den Fall Mörgeli ginge, der sich zur Zürcher Universitätsaffäre ausdehnte – samt Rücktritt des Rektors – und nun sogar die Regierung mit Bildungsdirektorin Regine Aeppli erfasst hat (siehe *Weltwoche* Nr. 16/14).

Was ist von den jüngsten Massnahmen der Uni-Leitung zu halten? Zunächst sind sie ein Misstrauensvotum für Professor Flurin Condrau. Der Direktor, der sein Amt im Februar 2011 antrat, hat das Institut in kurzer Zeit personell ruiniert. Die gesamte Führungsriege wurde entlassen oder im Amt sistiert. Dies aufgrund der in die Presse getragenen Mobbingkampagne gegen den missliebigen Konservator und SVP-Politiker Christoph Mörgeli, von der Flurin Condrau wusste und an der er sogar aktiv mitwirkte.

Nach dem personellen Schlamassel folgt jetzt also auch die formelle «Auflösung des Medizinhistorischen Instituts und Museums», wie es die Uni-Leitung selber nennt. Sie tritt damit eine Art Flucht nach vorn an, ohne sich der entscheidenden Frage zu stellen: Ist ein Professor, Lehrstuhlinhaber und (Noch-) Institutsdirektor tragbar, der nachweislich gegen einen eigenen Untergebenen intrigiert



«Fehlerkultur»: Condrau (l.), Rektor Hengartner.

hat und es zuliess, wenn nicht aktiv förderte, dass dieser aufgrund vertraulicher Interna in der Presse angeschwärzt wurde?

Der neue Rektor Michael Hengartner sprach an der Pressekonferenz wiederholt von einer neuen «Fehlerkultur», die er an der Uni installieren wolle. Konsequenterweise umgesetzt hat er diese indes noch nicht. Die angekündigten Änderungen verlagern das Problem auf die institutionelle Ebene, die Uni-Leitung drückt sich vor personellen Konsequenzen. Verantwortlich für das Schlamassel am Medizinhistorischen Institut, das nun sogar zu dessen Auflösung führt, ist Direktor Flurin Condrau. Dieser darf seinen Lehrstuhl weiterhin behalten.

## «Darstellung auf hohem Niveau»

Fragwürdig ist überdies der Umgang mit dem institutseigenen Museum. Dieses wurde im vergangenen Dezember ohne plausiblen Grund geschlossen. Und es wird auch noch mehrere Jahre geschlossen bleiben, wie die Uni am Dienstag mitteilte.

Das wirft Fragen nach der Mittelverwendung auf: Kann es sich die steuerfinanzierte Universität tatsächlich leisten, eine Immobilie dieser Grössenordnung an bester Zürichberglage über Jahre einfach leer stehen zu lassen? Verantwortungsvoller Umgang mit Steuergeld sieht anders aus.

Die Schliessung und Neugestaltung bis in einigen Jahren bleibt aber auch deshalb merkwürdig, weil das von Mörgeli betreute Museum in der letzten offiziellen Evaluation im August 2006 hervorragende Noten erhielt. Verfasst haben den Bericht die Medizingeschichtsprofessoren Wolfgang U. Eckart (Heidelberg), Manfred Skopec (Wien) und Renate Wittern-Sterzel (Erlangen-Nürnberg). Es werde «eine Vielzahl museologischer Stilmittel» eingesetzt, schrieben die Experten. Und weiter: «Es beeindruckt die ausgewogene Darstellung auf hohem Niveau und das gelungene didaktische Konzept, das sowohl den Fachmann als auch den Laien anspricht.» Der Museumsführer in deutscher und englischer Sprache sei «vorbildhaft». Die Möglichkeit der Gestaltung von Sonderausstellungen erhöhe das Besucherinteresse und bringe Medienpräsenz. Überdies sei das Museum international «gut vernetzt und durchaus sichtbar».

Pikant: Trotz dieses positiven Urteils behauptete Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Regine Aeppli (SP) in einem Interview mit der NZZ, das Museum sei «bereits 2006 infrage gestellt» worden. Wahr ist das Gegenteil: Es wurde ausdrücklich gelobt. Die Rolle der SP-Politikerin in der ganzen Affäre wird immer dubioser. ○

# Krieg unter den Fahrenden

In der Schweiz tobt ein brisanter Konflikt zwischen «Zigeunern». Gut integrierte Schweizer Jenische leiden unter ausländischen Roma, die Schmutz und Ärger produzieren. Was auf die Schweizer zurückfällt. Bern könnte die Zuwanderung ausländischer Fahrender beschränken. Von Alex Reichmuth und Niklaus Spoerri (Bilder)



*Kaum Probleme:* Winterquartier der Jenischen in Aarau.

Der Durchgangsplatz Augsterstich im aargauischen Kaiseraugst liegt versteckt zwischen einer Hauptstrasse und der Bahnlinie. Etwa ein Dutzend Wohnwagen sind auf dem Kiesplatz parkiert. Es hat vandalsichere Toilettenanlagen. Kloschüsseln gibt es nicht, sondern nur Löcher im Boden. Die Beleuchtung ist mit bruchsicherem Glas geschützt. Hinter Büschen befindet sich ein kleines Kiesareal: der sogenannte Versäuberungsplatz. Hier verrichten ausländische Fahrende, die aus kulturellen Gründen keine Toiletten benutzen, ihre Geschäfte.

Augsterstich ist der einzige Platz im Aargau, der ausländischen Fahrenden offensteht. Im Sommer wird er vor allem von französischen

Roma benutzt, die meist einige Tage oder Wochen bleiben. Eingerichtet wurde der Platz vor zehn Jahren. Mit dem Platz wollte man das chronische wilde Campieren ausländischer Fahrender im unteren Fricktal verhindern – und die damit verbundenen Probleme wie Abfälle und Fäkalien.

Am Anfang gab es auf dem Platz Augsterstich richtige Toiletten. «Diese waren aber nach kurzer Zeit komplett zerstört», sagt Jörg Hartmann, Leiter der kantonalen Fachstelle Fahrende. 2008 wurde ein Platzwart beauftragt, regelmässig zum Rechten zu sehen. Seither müssen die Platzbenützer eine Kautionsentrichtung zur Deckung allfälliger Schäden. Ab 2008 blieben die ausländischen Fahrenden dem

Platz darum weitgehend fern, und der Vandalismus nahm deutlich ab. Seit drei Jahren werde der Platz aber wieder häufig von Ausländern benutzt, so Hartmann. Und die Probleme kamen zurück: Die ausländischen Gäste schneiden etwa den Zaun, der den Platz umgibt, durch und verunreinigen das angrenzende Naturschutzgebiet mit Fäkalien, trotz des Versäuberungsplatzes. Oder sie verstopfen die Toilettenlöcher mit Kies, vermutlich, um diese unbrauchbar zu machen. Oder sie färben sich im örtlichen Hallenbad die Haare und verschmutzen dabei die Anlage.

Darum verschärfen die Platzbetreiber jetzt die Regeln. Neu gilt eine Solidarhaftung: Bei Schäden dürfen die Kautionsentrichtungen gesamthaft her-

angezogen werden, ohne dass die jeweiligen Verursacher eruiert werden müssen. Denn deren Identifikation ist meist unmöglich. Die Schweizer Fahrenden, die sich korrekt verhalten, hätten zwar keine Freude an dieser Sippenhaftung, sagt Kantonsvertreter Jörg Hartmann. «Aber wer auf den Platz für ausländische Fahrende will, muss sich den speziellen Regeln unterwerfen.»

Auf dem Stand- und Durchgangsplatz im Aarauer Schachen gibt es hingegen kaum Probleme. Dieser dient einigen inländischen Jenischen als Winterquartier. Im Sommer wird der Platz wie der in Kaiseraugst von Durchreisenden benutzt. Allerdings dürfen ausländische Fahrende nicht in den Schachen. Auch hier steht auf dem Kiesplatz eine Handvoll Wohnwagen. Es gibt komfortable sanitäre Anlagen mit Duschen und richtigen Toiletten. Zudem hat es Elektroanschlüsse, die mit einer Prepaid-Karte benutzt werden können. In Kaiseraugst ist der Strombezug wegen des Vandalismus nur über den Platzwart möglich.

### Kanton trägt Defizit

Der Platz in Aarau gleicht einem gutgeführten Campingplatz. Verschmutzungen und Zerstörungen sind keine bekannt. Dank der Tagesmiete von acht Franken pro Wohnwagen kann der Platz kostendeckend betrieben werden. In Kaiseraugst ist zwar ebenfalls eine Tagesmiete fällig. Wegen des höheren Aufwandes fällt dort aber ein jährliches Defizit von etwa 40 000 Franken an, das der Kanton trägt.

Spontan tauchen vor den Wohnwagen im Aarauer Schachen einige junge Männer auf. Äusserlich unterscheiden sich diese Jenischen nicht von sesshaften Schweizern. Sie geben gerne Auskunft über ihre Situation. «Wir achten darauf, dass hier niemand etwas zerstört oder verschmutzt», versichern sie dem Reporter. Die soziale Kontrolle spiele. Man leide aber darunter, dass die Bevölkerung nicht zwischen Schweizer und ausländischen Fahrenden unterscheide. Fatal für ihr Image sei eine Roma-Hochzeit im Unterwallis vor zwei Jahren gewesen, sagt einer der Jenischen. Damals besetzten etwa 400 ausländische Fahrende illegal ein Feld, bedrohten den Landbesitzer mit dem Tod und hinterliessen ein mit Abfall und Fäkalien übersätes Gelände. Die Polizei liess die illegalen Besetzer gewähren und zog nur eine Miete von 5500 Franken ein. Das Medienecho war gross.

Die Fahrenden im Schachen sind schlecht zu sprechen auf ihre ausländischen Kollegen. Einige erzählen, sie seien selber von Fahrenden aus Irland bei einem Besuch auf dem Platz Kaiseraugst «weggemobbt» worden. «Sie stellten ihre Fahrzeuge haarscharf neben unsere, schnauzten uns an und setzten alte Pneus in Brand – bis wir gingen», erzählt einer.

In Aarau sind auch Fahrende, die an der Geländebesetzung in Bern teilgenommen haben.



Wie ein gutgeführter Campingplatz: Jörg Hartmann vom Aargauer Baudepartement, Anlage in Aarau.

Mit dieser Aktion wollten die Schweizer Jenischen Druck machen für die Bereitstellung von mehr Plätzen. Jenische sind eine Volksgruppe, deren Mitglieder den Schweizer Pass haben, aber eine eigene Kultur und Sprache

### Mehrere hundert Einwohner haben das Referendum ergriffen. Jetzt wird abgestimmt.

pflügen. Von den etwa 50 000 Jenischen sind heute nur noch etwa 3500 als Fahrende unterwegs. Der Rest ist sesshaft. Bis in die 1970er Jahre versuchten die Behörden, alle Fahrenden sesshaft zu machen, indem sie ihnen die Kinder wegnahmen und fremdplazierten – etwa durch die Aktion «Kinder der Landstrasse» von Pro Juventute. Später entschuldigte sich der Bund bei den Jenischen für diese Politik. Heute sind die Fahrenden als nationale Minderheit anerkannt, und die Behörden haben den Auftrag, ihre Lebensweise zu sichern.

Während des Winters bleiben die Schweizer Fahrenden jeweils auf ihren angestammten Standplätzen. Im Sommer ziehen sie dann von Durchgangsplatz zu Durchgangsplatz – meist innerhalb der Landesgrenzen. Auf den Plätzen ist es aber eng. Gemäss einem Bericht des Bundes von 2006 wären 29 neue Standplätze und 38 neue Durchgangsplätze nötig, um den Schweizer Fahrenden genügend Raum zu geben. Die Kosten für deren Bau wurden auf 36 Millionen Franken geschätzt. Würde man zusätzlich noch zehn Durchgangsplätze für ausländische Fahrende einrichten, erhöhten sich die Kosten auf 52 Millionen Franken. Bezahlen müssten das Kantone und Gemeinden.

Aber der Ausbau harzt. In den letzten Jahren hat die Zahl der Durchgangsplätze gar abgenommen, von 51 auf 43, wie ein Gutachten der vom Bund gegründeten Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende gezeigt hat. Nötig wären gemäss diesem Gutachten aber etwa 80 Durchgangsplätze. Aber die örtliche Bevölkerung wehrt sich oft gegen neue Plätze und verhindert diese mit Einsprachen und Referenden.

Der Aargau gilt jedoch als Vorzeigekanton. Hier konnten in den letzten Jahren sieben Plätze neu erstellt oder saniert werden. Zwei weitere sollen hinzukommen. Dass der Ausbau vorangeht, führt Kantonsvertreter Jörg Hartmann wesentlich darauf zurück, dass bis

SCHWEIZERISCHE  
**Gewerbezeitung**

DIE ZEITUNG FÜR KMU

### Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

#### ■ Mindestlohn

Für klares NEIN am 18 Mai

#### ■ Regulierungskosten

Für KMU besonders schädlich

#### ■ Altersreform 2020

Alain Berset stellt auf stur

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

auf Kaiseraugst alle Plätze nur Schweizer Fahrenden offenstehen. «Mit dieser Einschränkung ist die Bevölkerung in den Standortgemeinden eher bereit, einen Platz zu akzeptieren», meint Hartmann. So hat die Gemeindeversammlung in Würenlos letztes Jahr ja gesagt zum Bau eines Durchgangsplatzes. Mit Plätzen nur für inländische Fahrende steht der Kanton Aargau allein da.

Andere Kantone haben Schwierigkeiten mit dem Ausbau der Plätze – zum Beispiel St. Gallen. Zwar ging letztes Jahr in St. Gallen der neue Standplatz auf dem Schiltacker auf. Dieser überrascht mit fest installierten Fertigbauhäusern, in denen zehn jensische Familien jeweils im Winter wohnen. Der Kanton hat diese Bauten für 3,2 Millionen Franken errichtet, um den Jenischen zu ermöglichen, als Sippe an einem Ort zu wohnen. Für die Benutzung der Bauten bezahlen sie eine Miete. Der Ausbau im Schiltacker war problemlos möglich, weil ein Standplatz sowieso nur von inländischen Fahrenden benutzt wird. Anders ist es in der St. Galler Gemeinde Thal, wo ein Durchgangsplatz hinkommen soll. Mehrere hundert Einwohner haben dagegen das Referendum ergriffen. Am 18. Mai wird nun an der Urne darüber entschieden.

Bei einem Ja steht der Platz gemäss Cornelia Sutter vom kantonalen Baudepartement auch ausländischen Fahrenden offen. Durchgangsplätze im Kanton St. Gallen würden aber generell so gebaut, versichert Sutter, «dass sie von der Grösse und der Infrastruktur her vor allem den Bedürfnissen der Schweizer Fahrenden genügen, weshalb vor allem diese angesprochen werden». Ausländische Fahrende, die oft in stattlichen Konvois unterwegs sind, bevorzugen grosse Plätze entlang von Hauptverkehrsachsen. Die Bevölkerung von Thal ist aber skeptisch.

### «Gegen die Menschenrechtskonvention»

Der Grund, dass St. Galler Durchgangsplätze ausländischen Fahrenden prinzipiell offenstehen, liegt in einem Gutachten, das der Kanton 2010 bei der Hochschule St. Gallen in Auftrag gegeben hat. Darin kam Rechtsprofessor Rainer Schweizer zum Schluss, es sei diskriminierend, ausländische Fahrende von Durchgangsplätzen auszuschliessen. Dem schloss sich die Kantonsregierung an. Ausländern den Aufenthalt auf Plätzen zu verbieten, so deren Ermahnung im Parlament, verstosse gegen die Bundesverfassung, gegen die Europäische Menschenrechtskonvention und gegen die Personenfreizügigkeit mit der EU.

Probleme mit ausländischen Fahrenden sind aber real. Es gibt viele Belege, dass vor allem Besuche von Roma häufig Vandalismus, Schmutz und Lärm bedeuten. «Wir hatten mal Roma bei uns», berichteten Landbesitzer im zürcherischen Bäretswil, die ihr Grundstück regelmässig für Fahrende öffnen, in einem Zeitungsartikel. «Sie machten alles kaputt



Kontrolle funktioniert: jensisches Mädchen in Aarau.

und liessen ihren Dreck einfach liegen.» Im letzten September machten Roma illegal halt im solothurnischen Lüsslingen-Nennigkofen. Die Anwohner klagten in der Folge über Lärm, Abfall und die «unflätige Art» der ungebeten Besucher. Ab 2008 nahmen vor allem in der Westschweiz die Probleme mit fahrenden Roma zu. Deren Zahl stieg jährlich, möglicherweise wegen des freien Personenverkehrs und der Ausweisungen aus Frankreich. Parallel dazu häuften sich illegale Landbesetzungen, Verschmutzungen durch Fäkalien und Ladendiebstähle. Schweizer Fahrende sind Leidtragende solcher Vorkommnisse. «Wir müssen feststellen, dass wir öfter beschimpft

### Dass man Probleme mit ausländischen Fahrenden angehen kann, zeigt die Westschweiz.

werden», sagte Daniel Huber, Präsident der Radgenossenschaft der Landstrasse, vor zwei Jahren. Die Radgenossenschaft ist der Zusammenschluss der Schweizer Fahrenden.

Allerdings sind die Ängste gross, die Probleme mit ausländischen Roma zu benennen und anzupacken. Behörden und Lobbyisten fallen mit schönfärberischen Worten und moralischen Ermahnungen auf. «Es ist das Recht der Fahrenden, ihre Kultur zu leben», beschwichtigte Denise Graf von Amnesty International nach der folgenreichen Roma-Hochzeit im Wallis 2012. «Überlegt euch, ob ihr wirklich jedes Mal <Roma> schreiben müsst», empfahl Stéphane Laederich, Direktor der Rroma Foundation, in einem Journalisten-Magazin, «oder ob es auch möglich wäre, die Leute

beispielsweise als Rumänen oder Ungarn zu bezeichnen.»

Die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) ortete vor der Abstimmung über die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien, als mehr einreisende Roma befürchtet wurden, Anzeigen «mit hetzerischem Charakter» und warnte vor «diskriminierenden Sonderlösungen für Fahrende». 2013 ermahnte EKR-Präsidentin Martine Brunschwig Journalisten, bei der Berichterstattung über Roma «Pauschalisierungen» zu vermeiden. Sie vermute, «dass Berichtersteller [...] unter Druck stehen, so zu berichten, wie sie denken, die Bevölkerung denke über die Roma». Ein Gemeinderat einer Ortschaft mit einem Durchgangsplatz erzählte der *Weltwoche* offen, wie gross die Probleme mit durchreisenden Roma sind. Zitiert werden wollte er aber höchstens mit verschleiernenden Formulierungen. Er ist SP-Mitglied und kann es sich offenbar nicht leisten, die Wahrheit zu sagen.

### Waadt und Wallis konsequent

2003 zeigte sich der Europarat in einem Gutachten zur Schweiz «höchst besorgt über die indirekten Diskriminierungen, denen die Fahrenden nach wie vor zum Opfer fallen». Entsprechend leisetreterisch kommt der Bundesrat daher. «Verschiedene verfassungsrechtliche und internationale Normen verpflichten die Schweizer Behörden auf allen Ebenen, bestimmte Bevölkerungsgruppen nicht zu diskriminieren», schrieb er in einem Bericht.

Dass man Probleme mit ausländischen Fahrenden durchaus angehen kann, zeigt die Westschweiz. Insbesondere die Kantone Waadt und Wallis gehen heute konsequent gegen ausländische Roma vor, die Gesetze missachten. Bei illegalem Campieren darf die Polizei rasch räumen. Zudem können Fahrzeuge konfisziert werden, um sie für die Deckung von Schäden heranzuziehen. Auch werden Fehlbare schneller als früher des Landes verwiesen. Bereits 2013 kamen viel weniger Roma in die Westschweiz. Offenbar hat sich der harte Kurs der Behörden herumgesprochen.

Bei der Einreise ausländischer Fahrender hat das Personenfreizügigkeitsabkommen der Schweiz mit der EU eine Bedeutung. Selbständigerwerbende Bürger aus EU-Staaten – um solche handelt es sich rechtlich bei den fahrenden Roma – dürfen laut diesem Abkommen ohne Bewilligung ins Land reisen und neunzig Tage bleiben. Die Schweiz darf den Zuzug europäischer Fahrender nicht beschränken. Doch nach dem Ja des Volks zur Einwanderungsinitiative könnte man das ändern und die Einreise ausländischer Fahrender einschränken. Das käme den Schweizer Fahrenden zugute. Es gäbe weniger Probleme mit Schmutz und Randale. Das Wohlwollen der Bevölkerung gegenüber dem Bau neuer Plätze würde so zunehmen. ○

# Mit Brüssel kam der Bruch

Politgeograf Michael Hermann schrieb in der letzten *Weltwoche*, dass es die SVP war, die sich aus dem Bürgerblock verabschiedet habe, während die FDP und die CVP standhaft blieben. Das stimmt nicht. Es waren Letztere, die von ihren Positionen abwichen. *Von Christoph Blocher*



Es wird gerätselt: Was ist der Grund des Aufstiegs der SVP? Und warum der Niedergang – namentlich der Mitteparteien? Neuerdings behaupten Sozialwissenschaftler, die FDP und die CVP seien standhaft bürgerlich geblieben, während die SVP nach rechts «abgewandert» sei (vergleiche *Weltwoche* Nr. 18/14).

Bis weit in die achtziger Jahre herrschte unter den bürgerlichen Parteien über die grundsätzliche Marschrichtung unseres Landes mehr oder weniger Einigkeit. FDP, CVP und SVP kämpften gemeinsam für eine unabhängige, souveräne Schweiz, für die dauernd bewaffnete Neutralität, für die Volksrechte, für eigenverantwortliche Bürger und einen mehr oder weniger schlanken Staat.

Ihr Gegengewicht bildeten die Sozialdemokraten. An ihren Parteitagungen sangen diese wie heute die «Internationale», träumten schon damals vom Aufgehen der Schweiz im grossen Ganzen und huldigten der Staatsallmacht.

Das änderte sich Ende der achtziger Jahre: 1989 – mit dem Fall der Berliner Mauer – verloren namhafte Vertreter der bürgerlichen Parteien wohl infolge von Übermut und einer gewissen Wohlstandsverwahrlosung durch die guten Nachkriegsjahrzehnte den Boden unter den Füßen. Man faselte – wieder einmal – von einer kommenden neuen Zeit, von der Sinnlosigkeit der Grenzen, vom Ende des schweizerischen Nationalstaates.

## 1992 – das Jahr der Entscheidung

Die entscheidende Wegmarke des Zerfalls des Bürgerblocks bildete aber 1992 mit der Abstimmung über den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Der Bundesrat schrieb in seiner Botschaft, der EWR-Vertrag könne nicht als eigenständiger Schritt betrachtet werden, sondern habe den vollumfänglichen EG-Beitritt zum Ziel. Die Gretchenfrage lautete damit: «Wie hältst du es mit der schweizerischen Unabhängigkeit?» SP, FDP und CVP waren für den EWR/EG-Beitritt, die SVP schliesslich dagegen.

Am 6. Dezember 1992 entschied sich die Schweiz bei einer Stimmbeteiligung von 78,73 Prozent gegen diesen EWR/EG-Beitritt. Doch die Obrigkeiten kümmerten sich wenig darum.

Die Freisinnigen beschlossen 1995 an ihrem Parteitag in Interlaken den EU-Beitritt, 1998 taten es ihnen die Christdemokraten in Basel gleich. Damit stand die SVP mit ihrem Bekenntnis zu einer eigenständigen Schweiz allein da, obwohl sie die Volksmehrheit auf ihrer Seite hatte. Wer hat sich denn da bewegt? Und nach welcher Seite?

Der Souverän lehnte am 9. Februar 2014 die Personenfreizügigkeit ab und verlangte, dass die Schweiz die Zuwanderung wieder eigenständig regelt. Damit hat die Schweiz – wie-

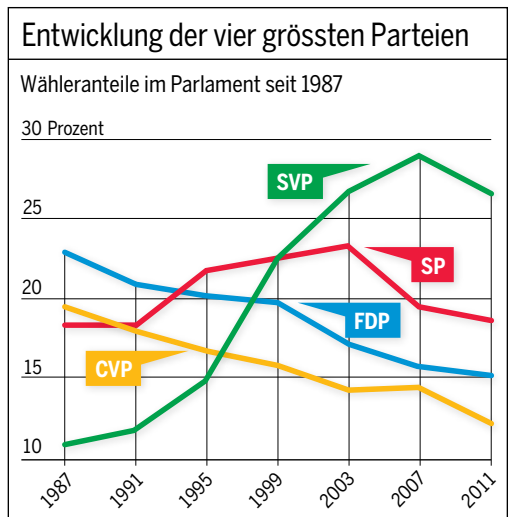
Bundesrat Ulrich Ochsenbein und Alfred Escher, die treibenden Kräfte von 1848, konnten in der Frage der nationalen Souveränität gegenüber dem Ausland keine Kompromisse. Auch nach der Abspaltung der SVP – damals BGB – vor fast hundert Jahren hielt die FDP bis in die achtziger Jahre daran fest. FDP-Bundespräsident Ernst Wetter rief am 650. Nationalfeiertag 1941 zur Festgemeinde: «Herrgott, ist es schön, Schweizer zu sein!» Ganz anders die 700-Jahr-Feier 1991, die zum peinlichen Ereignis wurde. Ich erschrak, als der damalige freisinnige Nationalratspräsident Ulrich Bremi am 1. August 1991 auf der Rütliwiese den Sonderfall Schweiz in Frage stellte und vom «Sonderling» sprach.

Auch die CVP hat mit ihrem Umschwenken in Richtung Brüssel ein wichtiges Stück ihrer Seele verloren. Sie schöpfte ihre innere Kraft und Glaubwürdigkeit hauptsächlich aus der Zentralschweiz – und damit aus den Ursprungslanden der Eidgenossenschaft. Es waren die katholisch-konservativen Intellektuellen Philipp Etter und Gonzague de Reynold, welche mit ihrer Kulturbotschaft von 1938 den Boden für die bis weit in die Nachkriegszeit wirkende Geistige Landesverteidigung bereitet hatten.

So musste der plötzlich von oben verordnete EU-Beitrittskurs die Basis von FDP und CVP verstören. Es herrschte Orientierungslosigkeit angesichts des aussenpolitischen Abbiegens nach Brüssel. Am meisten hätte bei Preisgabe der unabhängigen Schweiz der Mittelstand zu verlieren. Die Hochfinanz in ihrem modernen Nomadentum kann jederzeit ausweichen. Und die soziokulturelle Staatselite der Linken könnte auch unter Brüsseler Herrschaft bestens leben und erhielt mehr Macht.

So kam es schliesslich zum Bruch: Im Gegensatz zu Politologen und Journalisten interessiert die Wählerinnen und Wähler nicht Stil und Etikette. Die Wähler sehen, wer sich für die Schweiz einsetzt.

Christoph Blocher ist Unternehmer und SVP-Nationalrat. Er war von 2003 bis 2007 Bundesrat.



## Wähler wechselten in Scharen.

der dank der SVP – ein Stück Unabhängigkeit verteidigt. Doch schon steht die nächste Herausforderung vor der Tür. Der Bundesrat will – wohl wieder mit Unterstützung von SP, FDP und CVP, aber gegen die SVP – die Schweiz noch stärker an die EU binden. Unser Land müsste fremdes EU-Recht und fremde EU-Richter übernehmen. Das heisst: Die Schweiz würde durch die Hintertür, ohne Volksabstimmung, in die EU geführt.

Dank einer konsequent liberal-konservativen Politik, welche die schweizerische Unabhängigkeit verteidigt, wurde die SVP von der viertstärksten zur wählerstärksten Kraft. Gerade frühere Wähler von FDP und CVP wechselten in Scharen zur SVP. Die FDP und SVP, die ja historisch aus der radikalen Bewegung des 19. Jahrhunderts hervorgegangen sind und damals noch eine gemeinsame Partei waren, gründeten 1848 den Bundesstaat.

# Sündenmeilen

Damit Schweizer Beamte «klimaneutral» durch die Welt jetten können, sollen Indianer in Peru auf das offene Lagerfeuer verzichten. Das ist kein Witz, sondern Teil eines millionenschweren CO<sub>2</sub>-Programms von Myclimate, in das auch Steuergelder fliessen. Von Alex Baur (Text) und Alex Kornhuber (Bilder)

Die Zahlen sind eindrücklich: 106 056 Holzherde vom eigens für diesen Zweck entwickelten Typus Qori Q'oncha hat die in Zürich ansässige Stiftung Myclimate in den letzten fünf Jahren nach eigenen Angaben in den peruanischen Anden bauen und zertifizieren lassen. Wenn die dort ansässigen Indio-Bauern auf dem Qori-Q'oncha-Herd statt über dem traditionellen offenen Lagerfeuer kochen, halbiert sich gemäss Myclimate ihr Brennholzbedarf. Auf diese Weise sollen Jahr für Jahr pro Kochstelle ein bis zwei Tonnen CO<sub>2</sub> eingespart werden. Über die Jahre läppern sich so Hunderttausende Tonnen Kohlendioxid zusammen. Der Clou: Die Kochnischen sind nicht nur ökologisch wertvoll, sie sind auch gut für die Gesundheit der Bauern, weil sie den giftigen Rauch des Herdfeuers via Kamin aus den bislang verqualmten Hütten abführen. Nachhaltigkeit nennt sich das.

Für Myclimate ist das eingesparte CO<sub>2</sub> bares Geld wert – 16,5 Millionen Franken, hochgerechnet auf sieben Jahre. Fr. 28.60 pro Tonne CO<sub>2</sub> verlangt die Stiftung von ihren Kunden, die beim Fliegen oder Autofahren ein schlechtes Gewissen haben und den am Weltklima begangenen Frevel mit Geld kompensieren möchten. Je nach zurückgelegter Strecke, gleichsam im Sinne von Negativmeilen, leisten sie eine bestimmte Zahlung an Myclimate. Weil sich das schlechte Gewissen aber oft verflüchtigt, wenn es ans eigene Portemonnaie geht, macht Myclimate vor allem bei öffentlichen Verwaltungen und Firmen Kasse.

## Sonniges Image dank Flugpionier Piccard

Zu den Prestigekunden der Stiftung, an deren Gründung der damalige Umweltminister Moritz Leuenberger (SP) beteiligt war, gehört neben der staatsnahen Swisscom auch der Bund. Leuenbergers Nachfolgerin, Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), präsidiert das Patronatskomitee von Myclimate. Für ein sonniges Image sorgt Flugpionier Bertrand Piccard. Das Innendepartement unter Alain Berset (SP) fungiert als Aufsichtsbehörde. Denn viele Beamte und Politiker kompensieren ihre Sündenmeilen via Myclimate, wenn sie auf Reisen gehen – natürlich nicht aus der eigenen Tasche bezahlt, sondern auf Kosten des Steuerzahlers. Öffentliche Gelder erhält Myclimate auch für Klima-Kampagnen an öffentlichen Schulen, wo bereits Kindergärtlern die Erbschuld gegenüber dem Klima nahegebracht wird, die sie von ihren autofahrenden, fliegenden und heizenden Eltern übernehmen.

Qori-Q'oncha ist eines von gegen siebzig Projekten, die Myclimate weltweit finanziert. Das Prinzip ist immer dasselbe: Die Reduktion von CO<sub>2</sub>-Emissionen wird mit sozialen Anliegen verbunden. Die «effizienten Kocher» in Peru sind ein Paradebeispiel. Dass wir an dieser Stelle über sie berichten, ist allerdings ein Zufall. Ende 2009 weilte der Schreibende aus familiären Gründen in der alten Inka-Metro-

pole Cusco. Er nahm die Gelegenheit wahr für ein Interview mit Arthur Laurent, der damals das Engagement von Myclimate vor Ort koordinierte. Auf Empfehlung von Laurent besuchten wir das Bauerndorf Umanes auf halber Strecke zwischen Cusco und dem Städtchen Urubamba, wo Mitarbeiter des lokalen Hilfswerkes Pro Perú gerade daran waren, 42 Qori-Q'oncha-Kocher zu installieren.



Nach sechs Monaten war der Schweizer Qualitätssofen futsch: die peruanische Bäuerin Roxana Quispe

Gut vier Jahre später, im März 2014, kehren wir nach Umanes zurück, um vor Ort zu sehen, was aus dem Vorzeigeprojekt von Myclimate geworden ist. Wir beginnen unseren Rundgang beim Hof von Celia Auccapuma, die sich noch gut an uns erinnert. Es verirre sich ja nicht jeden Tag ein *misti* (weisser Herr) in diese Gegend, spöttelt sie in der kehligen Sprache der Quechuas. Die Familie Auccapuma lebt in einer strohbedeckten Lehmhütte, wie sie in den Anden üblich ist. Im Hof tummeln sich allerlei Haustiere – Meerschweinchen, Lämmer, Hühner, Hunde, Katzen – in friedlicher Eintracht. Celia vertreibt gestikulierend ein Ferkel aus ihrer offenen Küche und gewährt uns Einlass.

Vom Qori-Q'oncha-Kocher ist leider nichts mehr vorhanden. Der Qualitätsherd aus der

Schweiz sei nach einem halben Jahr in Brüche gegangen, erklärt uns Celia Auccapuma entschuldigend. An dessen Stelle steht nun ein anderes Modell, das der Bürgermeister den Bauern von Umanes vor den letzten Wahlen in ihre Küchen stellte und das aus dem *canon minero*, dem Fonds der Bergbauunternehmer finanziert worden sei. Jaime Olave Quiñones, der die Kocher von Myclimate seinerzeit installiert hatte und der uns auch diesmal beim Streifzug durch Umanes begleitet, greift an das Ofenrohr der neuen Kochnische. Es ist kalt, obwohl im Ofen ein Feuer brennt. Der Rauch dringt durch ein grosses Loch im hinteren Teil des Herdes direkt in die Küche. Wie eh und je.

Neben den Auccapumas besuchen wir an jenem Tag ein halbes Dutzend weitere Familien im Dorf, die vor vier Jahren mit Myclimate-

Herden beglückt wurden. Es ist überall dasselbe Bild: Das Geschenk aus der Schweiz wurde entweder durch den Herd des neuen Bürgermeisters oder durch eine Eigenkonstruktion ersetzt. Agrippina Quispe kocht wieder auf dem offenen Feuer, bei Elaria Abaz nisten Hühner auf den Ruinen des eingestürzten Myclimate-Ofens. In lediglich einer Hütte finden wir einen funktionierenden Kamin. Gewiss, das sind nur Stichproben. Wegen der laufenden Kartoffelernte sind zudem die meisten Höfe verwaist. Doch die Auskunft ist überall dieselbe: Die Qori-Q'oncha-Herde von Myclimate seien zu schwach, unpraktisch und ineffizient gewesen. Niemand benutze sie heute noch.

#### «Ausfallrate bei 3,5 Prozent»

Welch ein Kontrast zur offiziellen Darstellung von Myclimate. Alle Kochnischen, sagt Pressesprecherin Kathrin Dellantonio, würden von unabhängigen Auditoren periodisch überprüft und seien nach den strengen Kriterien des Gold-Standard-Labels zertifiziert. Konkret: «Gemäss dem letzten Monitoring-Report war die Ausfallrate bei 3,5 Prozent.» Von den 106 056 in Peru installierten Kochern müssten demnach noch mehr als 100 000 in Betrieb sein – und während der siebenjährigen Laufzeit des Projektes 589 780 Tonnen CO<sub>2</sub> im Wert von 16,5 Millionen Franken abbauen.

Jaime Olave wirkt nachdenklich nach unserem Besuch in Umanes, doch der niederschmetternde Befund überrascht ihn nicht. Bereits anlässlich der Visite vor vier Jahren hatte er prophezeit: «Wenn die Hälfte der Öfen nach einem Jahr noch da ist, dann ist das ein Erfolg.» Jaime arbeitet mittlerweile für die Gemeindeverwaltung von Urubamba. Von Pro Perú hat er sich 2011 im Streit getrennt, nachdem er die Kocher Qori Q'oncha als ineffizient kritisiert hatte. Als Beleg übergibt er dem Schreibenden einen mehrseitigen E-Mail-Verkehr mit seinen Vorgesetzten, in dem er erfolglos die Prüfung der Kocher nach den Kriterien der staatlichen peruanischen Fachstelle Sencico verlangte.

Seit den 1970er Jahren versuchen Entwicklungshelfer, den Indianern in den Hochanden das traditionelle Lagerfeuer auszutreiben. Denn der Rauch in den Hütten ist ungesund, die Verbrennung am offenen Feuer schlecht. «Wenn die vielen Projekte alle gehalten hätten, was sie versprochen», meint Jaime Olave bitter, «gäbe es in jeder Hütte mindestens zehn Kochnischen.» Kommt dazu, dass die effizienten Holzkoher ihre Wirkung nur entfalten, wenn sie sachgerecht bedient werden – und das ist nach seinen Erfahrungen selten der Fall.

Um den Wildwuchs von Projekten zu bremsen, hat die peruanische Sencico – ein Pendant zur schweizerischen Empa – einfache und praktische Kriterien entwickelt: Ein Holzherd gilt dann als effizient, wenn man darauf mit drei Kilo Brennholz innerhalb von 35 Minuten fünf Liter Wasser während fünf Minuten zum



mit ihrer Tochter in ihrer neuen Küche.



*Jeder Baum hat in dieser kargen Gegend einen Besitzer:* Hochanden von Cusco.

Sieden bringen kann. Das sollte eigentlich keine Hexerei sein. Gemäss Jaime Olave scheiterten die Qori-Q'oncha-Herde beim Sencico-Test aber kläglich. Man habe deshalb auf eine offizielle Prüfung verzichtet. Dellantonio von Myclimate meint dazu ausweichend: «Die offizielle Zertifizierung nach Sencico ist keine formelle Voraussetzung zur Teilnahme am Programm, alle verwendeten Öfen erfüllen jedoch weitgehend die Vorgaben von Sencico.»

Die Pressesprecherin von Myclimate verweist auf das strenge Auditing durch die deutsche Controlling-Firma TÜV Süd und die Zertifizierung durch Gold Standard, einen Verbund der NGO-Branche, der die CO<sub>2</sub>-Zertifikate herausgibt. In einer mehrere hundert Seiten starken Dokumentation werden die angeblichen CO<sub>2</sub>-Einsparungen nach komplizierten Formeln berechnet und begründet. Jaime Olave hat für diese Planspiele nur ein Schulterzucken übrig. Er hat bei den Erhebungen der Statistik mitgewirkt. Für ihn Resultat von Papiertigern, die mit der Realität wenig zu tun haben. Persönlich habe er weder Vertreter des TÜV noch von Gold Standard je vor Ort gesehen.

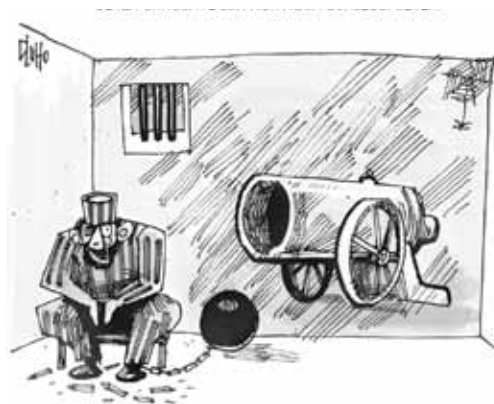
### Offenes Feuer vertreibt Ungeziefer

Warum die Indianer in den Anden partout nicht auf das offene Feuer verzichten wollen, lässt sich schwer ergründen. Vielleicht hat es mit dem Ungeziefer zu tun, das der Rauch vertreibt, vielleicht mit dem süssen Duft des verwendeten Eukalyptus-Holzes, vielleicht ist es einfach die Macht der Gewohnheit. Ein Problem ist sicher auch, dass die Herde für ein bestimmtes Pfannenmodell konzipiert sind, im Alltag aber verschiedene Grössen gefragt sind.

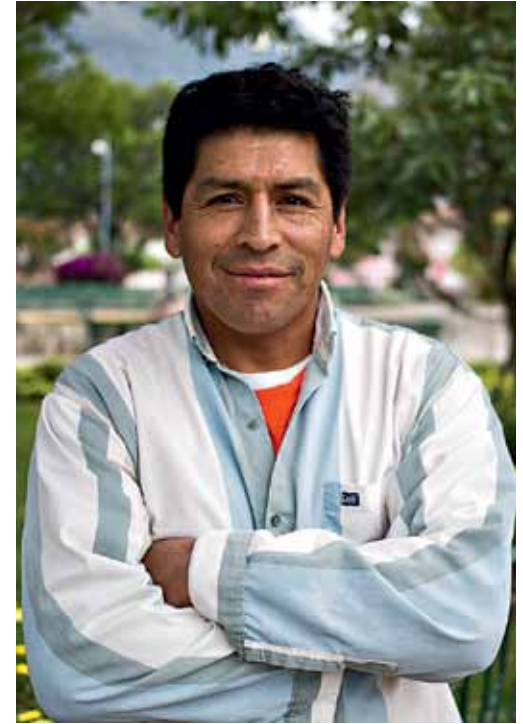
Die NGOs verbinden die Installation der Kochnischen deshalb in der Regel mit Ernäh-

rungs- und Gesundheitsprogrammen, bauen Latrinen und Trinkwasseranlagen. In Umanes schenkte der Bürgermeister (vor der Wahl) den Bauern, die am Programm teilnahmen, sogar Meerschweinchen (die in den Anden als Delikatesse gelten). Die Erfahrung zeigt allerdings: Die stets unter dem Titel der Nachhaltigkeit verkauften Projekte funktionieren nur so lange, wie das Geld fliesst. Das dürfte auch bei den Qori-Q'oncha-Kochern von Myclimate nicht anders sein. Nachhaltigkeit wäre anders.

Besonders stossend am Myclimate-Projekt ist, dass es auch mit Steuergeldern und im Namen des Klimaschutzes finanziert wird – und Letzteres wider besseres Wissen. Bereits in der Ausgabe Nr. 49/09 («Windige Geschäfte mit heisser Luft») hatte die *Weltwoche* darauf hingewiesen, dass mit den Qori-Q'oncha-Herden, selbst wenn sie einwandfrei funktionierten, kein Gramm CO<sub>2</sub> eingespart wird. Das liegt daran, dass es in den peruanischen Hochanden schon lange keine natürlichen Wälder mehr gibt, die geschützt werden könnten. Jeder



«Jetzt bräuchte ich nur noch Schiesspulver»



«Ineffizient»: Myclimate-Kritiker Olave.

Baum, der in dieser kargen Höhenlage von oft über 4000 Metern über Meer wächst – in der Regel eine aus Australien importierte Eukalyptus-Art –, hat einen Besitzer. Brauchen die Bauern weniger Holz, pflanzen sie einfach weniger an. Doch Holz ist CO<sub>2</sub>-neutral: Beim Verbrennen (oder Verfaulen) wird genau so viel Kohlendioxid freigesetzt, wie zuvor beim Wachstum des Baumes gebunden wurde. Egal, ob man an den menschengemachten Klimawandel glaubt oder nicht – Qori Q'oncha hat darauf sicher keinen Einfluss.

Im Herbst 2011 verzeigte der Autor dieser Zeilen (als Privatperson) mit dieser Begründung Myclimate bei der Schweizerischen Lauterkeitskommission (SLK) wegen unlauterer Werbemethoden. Mit Erfolg. Mit Entscheid vom 23. November 2011 untersagte die SLK der Stiftung Myclimate unter anderem die Behauptung, die Qori-Q'oncha-Kocher führten «zu einer Reduktion der CO<sub>2</sub>-Emissionen» und schützten «den lokalen Wald» (*Weltwoche* Nr. 48/11). Ein Rekurs gegen diesen Entscheid wurde ein halbes Jahr später vollumfänglich abgewiesen. Myclimate nahm den beanstandeten Satz in der Folge vom Netz. Gleichwohl hält die Organisation daran fest, dass mit dem Qori-Q'oncha-Projekt in Peru über sieben Jahre der Ausstoss von 589 780 Tonnen CO<sub>2</sub> verhindert werde.

Das ist sogar mehr als das Doppelte der 270 000 Tonnen, die 2008 beim Start des Programms vorgesehen waren. Zumindest auf dem Papier. Was ist passiert? «Die jetzt effektiv mit dem Ofen-Programm in Peru realisierte Menge an Emissionsreduktionen hat die ursprünglich erwartete Menge erfreulicherweise massiv übertroffen», erklärt Myclimate-Sprecherin Dellantonio. Auf der Website von Mycli-





Meerschweinchen vom offenen Feuer: Elaria Abaz aus Umanes.

mate wird Qori Q'oncha deshalb als «Erfolgsgeschichte» gepriesen. Und das zahlt sich aus.

Die Firma Microsol, welche die Geschäfte von Myclimate in Peru koordiniert, kassiert nach eigenen Angaben rund 15 Dollar pro Tonne CO<sub>2</sub>. Bei einem Verkaufspreis von 28 Franken in der Schweiz ergibt sich für Myclimate eine Marge von gegen 100 Prozent. Microsol ihrerseits bezahlt den NGOs, welche die Kochnischen installiert haben, rund 10 Dollar pro Tonne. Der Öko-Broker, der sich Büros an der nobelsten Adresse von Lima leistet (Parque Kennedy, Miraflores),

### Nach Abzug des bürokratischen Aufwands bleibt für die Indios in den Anden am Schluss nichts.

streicht demnach einen Mehrpreis von dreissig bis fünfzig Prozent ein. Das sind stolze Margen in einer Branche, die sich dem Guten und der Nachhaltigkeit verschrieben hat.

Gemäss Pressesprecherin Kathrin Dellantonio hat Myclimate im Rahmen von Qori Q'oncha bislang 366 758 Tonnen CO<sub>2</sub> für rund sechs Millionen Franken von Microsol gekauft. Microsol hat gemäss Nadia Wagner, der Direktorin des Peru-Geschäftes, bislang rund vier Millionen Franken an lokale NGOs ausgeschüttet. Doch auch diese müssen ihren Verwaltungsapparat finanzieren. Und genau das ist es, was Jaime Olave, der bei der NGO Pro Perú am untersten Ende der Kette umgerechnet rund 400 Franken im Monat verdiente, am meisten aufstösst: Nach Abzug des gigantischen bürokratischen Aufwandes bleibt für die Indio-Bauern in den Anden am Schluss nichts mehr übrig. Gemäss Olave hat Microsol den Indio-Bauern mit einem Vertrag, den diese wohl kaum ver-

standen hätten, sogar einen schriftlichen Verzicht auf jegliche CO<sub>2</sub>-Kompensation abgerungen. Mit dem Geld sollten angeblich neue Herdprogramme finanziert werden. Doch das ist zumindest bei der NGO Pro Perú, die inzwischen den Besitzer gewechselt hat, nicht der Fall. Das Qori-Q'oncha-Projekt wurde in Cusco nach Angaben von Olave stillschweigend eingestellt.

Den Indio-Bauern in den Anden geht es heute trotz allem merklich besser als noch vor zwanzig Jahren. Im verschlafenen Umanes haben wir zwischen den Lehmhütten einzelne moderne Häuser angetroffen, die es vor vier Jahren noch nicht gab. Nur hat das kaum mit der Entwicklungshilfe zu tun, sondern vor allem mit dem Bergbau (*Weltwoche* Nr. 49/11, «Wirtschaftswunder in den Anden»). Gerade in der Gegend von Cusco hat der in Zug domizilierte Rohstoffgigant Xstrata (heute Glencore) Tausende von neuen, gutbezahlten Arbeitsplätzen geschaffen. Gemäss einer Studie der Sociedad Nacional Minera hat der peruanische Staat mittlerweile einen Drittel seiner Steuereinnahmen dem Bergbau – vornehmlich der Gewinnung von Kupfer, Gold, Silber, Zink und Blei – zu verdanken. Dank dem bereits erwähnten *canon minero*, der – vergleichbar mit den Wasserzinsen in der Schweiz – in den Bergregionen ausgeschüttet wird, verfügt das Departement Cusco über ein leidliches Netz an Strassen, Schulen und medizinischen Dispensarien.

Doch ausgerechnet Bergbaugiganten wie Glencore, die in Peru Milliardenbeträge investieren und dem Land das bitter nötige Wachstum bescheren, sind Zielscheibe einer anhaltenden Diffamierungskampagne von Schweizer Hilfswerken, allen voran der Erklärung von Bern. Da einige Hilfswerke Gelder

kassieren, um die angeblichen Umweltsünden der Bergbauunternehmen zu kompensieren, trägt die Kampagne streckenweise auch einen erpresserischen Zug. Der Entwicklung der peruanischen Wirtschaft dient sie auf jeden Fall nicht.

### Zertifikat-Handel zusammengebrochen

Nicht zuletzt aus diesem Grund sind Zahlungen der öffentlichen Hand an Organisationen wie Myclimate problematisch: So neutral sich die NGO vordergründig geben mag – auch Entwicklungs- und Klimapolitik ist Politik –, handfeste wirtschaftliche Interessen sind stets mit im Spiel. Wie viele CO<sub>2</sub>-Zertifikate bei Myclimate gekauft werden, konnte Uvek-Sprecher Harald Hammel auf Anfrage allerdings nicht sagen. Der Bund erhebt zwar eine Statistik, die Auskunft über die CO<sub>2</sub>-Emissionen aller Ämter gibt. «Eine Gesamtübersicht über alle Klimakompensationen in der Bundesverwaltung existiert nicht», erklärt Hammel, «da der Kauf von Zertifikaten freiwillig erfolgt.»

Gemäss Harald Hammel ist der Handel mit regulären CO<sub>2</sub>-Zertifikaten nach dem Scheitern eines Nachfolgeabkommens zum Kioto-Protokoll in den letzten Jahren völlig zusammengebrochen: «Heute sind CER [Certified Emission Reductions] für einen Franken pro Tonne erhältlich.» Diese seien aber nach Gold-Standard zertifiziert und wiesen «keine zusätzlichen Zusatznutzen für die Nachhaltigkeit auf». Man achte in der Verwaltung deshalb darauf, Gold-Standard-Zertifikate zu kaufen, wie sie etwa Myclimate anbiete – und nimmt dafür einen 28-mal höheren Preis in Kauf. Wer am Ende von diesem «zusätzlichen Zusatznutzen» profitiert, scheint niemanden wirklich zu interessieren. Hauptsache, der Ablass für die Sündenmeilen ist geleistet. ○

## DER GEWINN LIEGT IM EINKAUF



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), was wir angesichts wenig attraktiver Kauf-Offerten für die Zukunft empfehlen.»

Christof Reichmuth  
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS  
**REICHMUTH & CO**  
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29  
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49  
[www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)



Pädophilie

## Gleichheit für alle

Die Volksinitiative zugunsten eines lebenslänglichen Berufsverbots für Pädokriminelle lässt sich mit unserer Verfassung vereinbaren. Das Problem liegt bei den Richtern, die Hemmungen haben, konsequente Entscheide zu fällen. *Von Paolo Bernasconi*

Wer sorgte diesmal für eine gute Quote bei der «Arena»-Debatte auf SRF über die Volksinitiative zum lebenslangen Berufsverbot für Pädokriminelle? War es die ein bisschen heimelig und urchig wirkende Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die zur Mässigung und Besinnung aufrief? Waren es die scharfzüngigen Befürworter, die im anklagenden Brustton der Überzeugung antraten – oder eher die grinsenden Gegner mit ihren eifrigen Claqueuren, die nichts weniger als den Rechtsstaat retten wollen? Oder gar die Vertreter der Wissenschaft, der Juristerei und der Psychiatrie? Überwog das eingängige Bild der Schrotflinte, die undifferenziert alles niedermäht – oder jenes des ewigen «Sexgrüfels», der nicht nur ahnungslose Eltern, sondern den ganzen Justizapparat hintergeht und verhöhnt?

Viele mag es überraschen, dass ich mich für diese Initiative einsetze. Ja, es stimmt: Ich habe mich gerade in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit immer wieder gegen den Populismus und für den Rechtsstaat engagiert. Daran ändert sich nichts. Denn der Vorwurf der Gegenseite, laut dem diese Vorlage reiner Populismus sei und nicht mit dem verfassungsmässigen Grundsatz der Verhältnismässigkeit in Einklang gebracht werden könne, ist haltlos. Doch gehen wir der Reihe nach.

Anfang 2015 tritt ein neues Bundesgesetz in Kraft, welches ein ganzes Arsenal von Massnahmen umfasst, um Pädokriminelle und andere Sexualstraftäter zu neutralisieren. Das ist gut. Es wurde auch höchste Zeit. «La Belle au bois dormant» in Bundesbern wurde endlich durch die Volksbewegung Marche Blanche aus dem Schlaf der Ungerechten geweckt und zur Tat animiert. Doch das reicht nicht. Die Initiative bringt letztendlich nur ein zusätzliches Element ein – aber es ist das entscheidende Element, das in diesem an sich guten Gesetz fehlte.

Wir reden hier von einem lebenslänglichen Verbot für verurteilte Sexualstraftäter, eine berufliche oder freiwillige Tätigkeit mit Minderjährigen oder Behinderten auszuüben. Das ist notabene keine Strafe, sondern eine präventive Massnahme, bei der für einmal nicht das Wohl des potenziell rückfallgefährdeten Täters im Vordergrund steht, sondern jenes seiner potenziellen Opfer. Es geht also nicht um eine zusätzliche Kriminalisierung einer

bestimmten Gruppe, sondern lediglich um den Schutz der schwächsten Glieder unserer Gesellschaft, die sich am wenigsten wehren können.

Himmel, öffne dich! – Die Säulen des Rechtsstaats wackeln, warnen die Gegner, die schweizerische Verfassung bebzt, die Initianten schiessen mit der Schrotflinte. Wer für diese Vorlage eintritt, so muss man daraus folgern, der ist eine Gefahr für unsere Gesellschaft. Mit Verlaub, das ist absurd. Wer so plakativ argumentieren



Die fehlende Differenzierung ist gewollt.

muss, dem sind offenbar die stichhaltigen Argumente ausgegangen.

«Alle in denselben Topf», twittert Bundesrätin Simonetta Sommaruga. In diesem Punkt hat sie sogar recht. Ja, man kann es so sehen: Die Vorlage trifft alle Pädokriminellen und alle wegen Sexualdelikten verurteilten Personen gleichermassen. Sie zielt auf eine (zum Glück) stark begrenzte Minderheit der Bevölkerung – zum Schutz einer der schutzbedürftigsten Minderheiten, Kinder und Behinderte. Doch die fehlende Differenzierung ist gewollt, das Signal ist klar: Hier gilt das Prinzip der Nulltoleranz, unbesehen der Schwere des Übergriffs. Wir wollen keine Experimente.

Die angeblichen Knallpetarden, die von den Gegnern bemüht werden, fallen auf diese zurück. Viel Lärm, viel Rauch und zahlreiche gesetzliche Schlupflöcher – das sind die Ingredienzen, die es heute den Pädokriminellen erlauben, sich der lebenslänglichen Begrenzung ihrer Berufswahlfreiheit zu entziehen.

### Kein rechtliches Unikum

Die Verfügung eines lebenslänglichen Berufsverbotes wäre im Prinzip heute schon möglich, doch in der Praxis wird es von den Richtern kaum je verhängt. Hier liegt der Kern des Problems, und daran wird auch das neue Gesetz nichts ändern, sofern es nicht durch einen Automatismus im Sinne der Initiative ergänzt wird. Die Strafrichter haben Hemmungen – aus welchen Gründen auch immer –, von sich aus diese nützliche Präventionsmassnahme zu verhängen. Sie finden immer einen Grund, um sich vor diesem in vielen Fällen zweifellos harten Entscheid zu drücken. Also muss man sie dazu zwingen. Und das ist im Übrigen auch kein rechtliches Unikum. So ist es im Strafrecht völlig normal, dass dem Richter bei gravierenden Tatbeständen nicht nur ein Höchst-, sondern ein obligatorisches Mindestmass vorgegeben wird.

Der Initiativtext ist klar und deutlich: Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen. Die konkrete Umsetzung muss, wie bei jeder Vorlage, der Gesetzgeber definieren. Tatsächlich unterscheidet die Initiative aber nicht zwischen mehr oder weniger pädokriminell. Und das ist auch richtig so. Denn in der Regel ist es unmöglich, hier eine klare und juristisch griffige Rangliste der Gefährlichkeit zu definieren. Die Richter werden auch weiterhin für eine differenzierte und individuelle Strafzumessung zuständig bleiben, die der Schwere der Tat und den Tatumständen Rechnung trägt. Doch beim Berufsverbot gilt das Prinzip der Gleichheit für alle Pädokriminellen.

Paolo Bernasconi ist Anwalt in Lugano und wirkte als Dozent an mehreren Rechtsfakultäten. Er ist Mitglied des nationalen Komitees, das die Kinderschutzinitiative unterstützt.

# Nutzlose Anstrengungen

Die Schweiz unterstützt den Arabischen Frühling mit 135 Millionen Franken. Die Gelder zur Förderung der Demokratie sind eine Fehlinvestition. Bern ist trotzdem zufrieden.

Von Pierre Heumann

Das EDA handelte schnell. Kaum hatte der Arabische Frühling begonnen, sprach das Aussendepartement Kredite, um die Volksbewegungen in Nordafrika bei ihrem Demokratiewunsch zu unterstützen. Es galt, die Gunst der Stunde zu nutzen, waren die Diplomaten in Bern überzeugt. Botschafter Claude Wild, Chef der Abteilung Menschliche Sicherheit im EDA, glaubte sogar, dass 2011 das Jahr war, in dem «die Menschenrechte wiederentdeckt wurden». Dass sich die Länder wieder zu autokratischen Regime zurückentwickeln könnten, mochte Wild nicht glauben. «Die Globalisierung und die neuen Informationstechnologien werden das verhindern», sagte er in einem Interview mit der *Aargauer Zeitung* im Oktober 2011, «Facebook und Twitter verändern die Diplomatie.»

Um den Transformationsprozess vorwärtszubringen, reservierte der Bund 60 Millionen Franken jährlich. Damit sollte der entsprechende Bundesratsbeschluss umgesetzt werden. Im Vergleich zu anderen Engagements seiner Abteilung sei das «viel Geld», so Wild damals über die Erhöhung des Kreditrahmens. Demokratie, Menschenrechte, neue Jobs und Wirtschaftswachstum sowie Migrationsfragen waren die Gebiete, auf denen sich die Schweiz engagieren wollte. Seit 2011 wurden an die Region für die vom EDA definierten Schlüsselbereiche insgesamt 135 Millionen Franken überwiesen; allein im vergangenen Jahr waren es 51 Millionen.

Alle vier nordafrikanischen Länder haben von der eidgenössischen Finanzspritze profitiert. Libyen erhielt in den vergangenen drei Jahren insgesamt 9, Marokko 17, Tunesien 19,8 und Ägypten 38,4 Millionen Franken.

## Macht des Königs bleibt unangetastet

Inzwischen muss man ernüchert feststellen: Diejenigen, die dem Arabischen Frühling wenig Chancen gaben, als er vor vier Jahren ausbrach, haben (leider) recht behalten. Fortschritte lassen sich nur in Tunesien ausmachen: Das Land gab sich eine neue Verfassung, im Herbst sollen der Präsident und das Parlament gewählt werden. In allen anderen Staaten aber hat die arabische Revolution die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. In Marokko sind zwar Reformen angesagt, aber die Macht des Königs bleibt unangetastet. In Libyen, wo Chaos herrscht, ist bereits wieder von der Installation eines Königs die Rede. Und am Nil werden Todesurteile gegen Islamisten am Fliessband ausgesprochen, die Presse ist gleichgeschaltet, Regimekritiker landen im Gefängnis.



«Erfreuliche Resultate»: Ägypterinnen trauern um ihre hingerichtete Ehemänner, Kairo 2014.

Während Jahrzehnten hat der Westen mehrere hundert Millionen Dollar springen lassen, um in der arabischen Welt ein dichtes Netzwerk von prodemokratischen Organisationen aufzubauen. Diese Gelder sind nutzlos verpufft. Und die Schweizer Millionen? In Libyen, wo eine Rückkehr zu Zuständen wie zu Gaddafis Zeiten droht, wurde zum Beispiel die Ausbildung im Bereich Menschenrechte auf der Ebene der Zivilgesellschaft und der staatlichen Akteure gefördert. In Ägypten erhielten Richter, die neuerdings dem Regime kritiklos folgen, eine Ausbildung für Behandlung von Korruptionsfällen auf hoher Ebene. Im Königreich Marokko, das mehr Züge einer Diktatur als einer Demokratie aufweist, wird unter anderem der Dialog über gesellschaftlich relevante Themen gefördert. Die Botschaftsbüros in den Hauptstädten wurden personell verstärkt: in Kairo, in Rabat, in Tripolis, in Tunis – es kamen sogar Filialen in Kasserine und Médenine hinzu.

Insgesamt, heisst es jetzt im EDA, seien die Resultate in den Schlüsselbereichen «erfreulich». Im Aussendepartement lässt man sich durch die Rückschläge nicht aus der Ruhe bringen. «Die aktuellen politischen Entwicklungen in der Region und insbesondere in Libyen sind besorgniserregend», antwortet das EDA auf eine Frage der *Weltwoche*. Doch diese würden das Entwicklungengagement der Schweiz

«nicht grundsätzlich» in Frage stellen. Die Probleme «illustrieren im Gegenteil den fragilen Kontext, das Ringen um die künftige Ausrichtung der betroffenen Staaten und die sich verschlechternde Wirtschaftssituation», so das EDA. Es sei gerade in solch fragilen Kontexten wichtig, «längerfristig präsent und engagiert zu bleiben». Das sei eine «wichtige Erkenntnis aus der internationalen Entwicklungsdebatte». Die Schweiz bleibt also vor Ort – bezahlt weiter. Sie prüft allenfalls bloss, wie die Programme dem Lauf der Dinge angepasst werden können.

Dabei zeigt die Erfahrung gerade auch im Nahen Osten: Ob ein Diktatorenregime überlebt oder nicht, hängt kaum davon ab, ob eine Zivilgesellschaft mit Hilfe des Auslands aufgebaut wird. Solange die Herrscher über genügend Geld verfügen und auf die Loyalität ihrer Truppen zählen dürfen, können sie jeden Vorstoss in Richtung Demokratie oder Menschenrechte abblocken. Somit erweisen sich die Anstrengungen des Westens, bei denen auch die Schweiz mitmacht, als ziemlich nutzlos. Die Menge an Dollars, Euros oder Franken, die den Pro-Demokratie-Institutionen nachgeschossen wurde, ist kein ausschlaggebender Faktor bei der Realisierung freiheitlicher Ziele. Insofern sind auch die 135 Millionen Franken, die seit 2011 aus Bern nach Nordafrika geflossen sind, schlecht angelegt. ○

# Im mörderischen Dickicht

Der Nationalistenführer Gerry Adams spielt seit Jahren eine zwielichtige Doppelrolle auf der irischen Insel – als populärer Politiker und undurchsichtiger Strippenzieher im Machtpoker um Nordirland. Das zeigt seine zeitweilige Inhaftierung letzte Woche. *Von Rolf Hürzeler*



*Meister der Doppeldeutigkeiten:* Politiker Adams.

Die Geschichte liest sich wie eines dieser rührenden Märchen, die nur Nordirland schreiben kann: Die 37-jährige Witwe Jean McConville stand im Herbst 1972 kurz einem angeschossenen britischen Soldaten vor ihrer Wohnkaserne bei. Ihre Nachbarn in der katholischen Belfaster Sozialbausiedlung «Divis Flats» beobachteten sie und meldeten den Vorfall der örtlichen IRA. Diese hielt McConville fälschlicherweise für eine britische Informantin und misshandelte sie bei

einer ersten «Befragung» schwer. Sie wurde freigelassen, ein paar Tage später drangen verummte IRA-Aktivistinnen in ihre Wohnung und verschleppten die Frau – vor den Augen ihrer zehn Kinder. Jean McConvilles Überreste wurden mehr als dreissig Jahre später nördlich von Dublin im Meer gefunden – verscharrt an der Küste. Das Traurigste am Märchen: Es ist wahr.

Der Auftraggeber für die Schandtat soll Gerry Adams heissen, Galionsfigur der nordirischen

Republikaner und heutiger Chef der Sinn-Fein-Partei. Er ist vergangene Woche einem Aufgebot der nordirischen Polizei gefolgt und hat sich auf der Polizeistation der Kleinstadt Antrim zur Vernehmung gemeldet, wo er vier Tage eingebuchtet wurde. Adams ist unterdessen zwar wieder frei, aber nicht entlastet – über eine Anklage wird erst entschieden. Er weist jede Schuld weit von sich und hält die Verhaftung für eine Intrige vor der Europawahl. Als ob deren Ausgang jemanden auf der Insel kümmern würde. Seine damalige Rolle soll nach all den Jahren endlich genauer abgeklärt werden. Die Verdächtigungen gegen Adams sind keineswegs neu; der Buchautor Ed Moloney erhob sie schon 2008 in seinem Buch «Voices from the Grave».

## Offenkundige Lügen

Der 65-jährige Adams ist eine schillernde Figur, die seit Jahrzehnten eine verhängnisvolle Doppelrolle spielt. Vordergründig ist er ein engagierter Politiker, Fraktionschef seiner Partei, der sich gegen die Erhöhung von Wassergebühren einsetzt. Hintergründig ist er Strippenzieher im nordirischen Machtgerangel zwischen protestantischen Loyalisten und katholischen Nationalisten. In früheren Jahren bekleidete er zahlreiche Funktionen in der IRA, jener militärischen Organisation, die bis vor ein paar Jahren – je nach Lesart – eine Untergrundarmee oder eine Terroristengruppe war. Im Gegensatz zu seinem Kampfgefährten Martin McGuinness bestritt Adams stets sein früheres militärisches Engagement. Selbst in Nordirland gibt es wenig offenkündigere Lügen als diese. Adams ist ein Meister nordirischer Doppeldeutigkeiten, die seit Jahren die politischen Auseinandersetzungen der Provinz prägen. So bezeichnet er heute die «Hinrichtung» von Jean McConville als «falsch». Zum Ersten tönt echtes Bedauern für ein Verbrechen anders. Zweitens impliziert das Wort, die IRA habe lediglich ein «Fehlurteil» gefällt. Wäre McConville tatsächlich eine britische Informantin gewesen, wäre die Selbstjustiz rechtens.

Gearoid Mac Adhaimh, wie er auf Gälisch heisst, ist in das mörderische Dickicht des irischen Nationalismus hineingeboren worden. Sein Grossvater war Mitglied der blutbefleckten Geheimgesellschaft Irische Republikanische Bruderschaft (IRB); sein Vater trat bereits als Sechzehnjähriger der IRA bei. Mütterlicherseits das gleiche Bild: Urgrossvater bei der IRB, Grossvater Weggefährte von Eamon de Valera, dem späteren irischen Präsidenten, als dieser noch gegen die Briten kämpfte. Gerry Adams stiess

mit achtzehn Jahren zur IRA und bekleidete militärische Führungspositionen, unter anderem war er Kommandant einer «Belfast Brigade». Das tönt zwar nach einer seriösen militärischen Einheit, tatsächlich war es ein Euphemismus für eine Willkürtruppe, die ihre politischen Ziele mit Gewalt durchsetzen wollte.

In jener Zeit traf er auf den Mitkämpfer Ivor Malachy Bell, der ihm jetzt zum Verhängnis werden könnte. Die Polizei nahm Bell ein paar Tage vor Adams fest. Sie stützte sich auf Zeugenaussagen ehemaliger IRA-Mitglieder. Diese Leute berichteten in einem *oral history project* des jesuitischen Boston College auf Tonband über ihre Zeit während der «Troubles», wie der Nordirlandkonflikt genannt wird. Im Gegenzug erhielten sie die Gewissheit, dass die Aussagen erst nach ihrem Tod veröffentlicht würden. Die Zeugen gingen dabei ein grosses Risiko ein. Denn ehemalige IRA-Kämpfer sind – ähnlich wie bei süditalienischen Verbrechersyndikaten üblich – verpflichtet, ein Leben lang zu schweigen. Wer den Kodex bricht, riskiert den Tod.

Eine dieser Zeuginnen, die nunmehr verstorbene IRA-Bombenlegerin Dolours Price, schob Adams die Verantwortung für den Mord an McConville zu. Ihre Aussagen illustrieren akkurat die Ruchlosigkeit der IRA-Kämpfer. So fuhr Price das Opfer Jean McConville im Auto zum Hinrichtungsort in die Irische Republik. Price liess in Boston protokollieren, dass McConville eine «sehr, sehr unangenehme Person» gewesen sei, als würde das ihre Beihilfe zum Mord in einem besseren Licht erscheinen lassen. Sie war sich dessen zwar sicher, wusste aber angeblich nicht, dass die «unangenehme Person» auch die Mutter von zehn Kindern war. Wahr oder nicht – Price wusste bestimmt nicht, dass McConville eines jener typischen nordirischen Opfer war, die zwischen die Fronten gerieten: Die Protestantin heiratete einen Katholiken, der früh an Krebs verstarb. Damit lebte sie mit zehn Kin-

dern allein im feindlichen Umfeld verarmter Katholiken – makabre Voraussetzung, um mit einem Kopfschuss zu enden.

Nach dem Tod von Dolours Price und anderen ehemaligen IRA-Aktivistinnen sollte das Boston College auf Druck der nordirischen Polizei die versiegelten Aufzeichnungen veröffentlichen. Doch die Verantwortlichen zogen vor Gericht, um den Leiter des Projekts, Anthony McIntyre, ein ehemaliges IRA-Mitglied, zu schützen. Jahrelange juristische Querelen folgten, bis ein amerikanisches Berufungsgericht sieben Interviews freigab. Aufgrund dieser kam zuerst Ivor Malachy Bell hinter Gitter, einige Tage später Gerry Adams, möglicherweise wegen Bells Aussagen über den Mord an McConville. Darauf deutet zumindest der Hinweis der nordirischen Polizei hin, sie hätten den Politiker nicht nur wegen der Aussagen von Boston im Visier.

---

### Adams' Festnahme machte den Akteuren bewusst, wie fragil der Friedensprozess ist.

---

Gerry Adams ist auf der irischen Insel heute eine führende Figur im Polit-Establishment. In der Republik gilt er als einer der populärsten Politiker: In den britischen Grafschaften von Ulster wird er je nach politischer Provenienz gehasst oder geliebt wie eh und je. Entsprechend hoch gingen die Emotionen bei der Festnahme. Der *Belfast Telegraph* etwa beschrieb detailliert die Zelle, in der Adams einsass («Kloschüssel ohne Brille»). Wichtiger war allerdings, dass den Akteuren plötzlich bewusst wurde, wie fragil der Friedensprozess nach wie vor ist.

### Unseliger Streit um Union Jack

Adams' Verdienste um diesen Friedensprozess sind unbestritten. Er war bereits im Sommer 1972 bei einer ersten IRA-Delegation dabei, die

den damaligen Nordirlandminister William Whitelaw zu – allerdings ergebnislosen – Geheimgesprächen in London traf. Erst 1998 kam es durch die Vermittlung von Ex-Premier Tony Blair zum Karfreitagsabkommen. Dahinter steckte eine diplomatische Meisterleistung der Nationalisten; sie konnten ihre Interessen gegenüber der britischen Ordnungsmacht weitgehend durchsetzen. Die Loyalisten sehen sich heute als Verlierer. Davon zeugt der unselige Streit im Stadtparlament von Belfast um den Union Jack auf dem Rathaus. Er darf nach einem Mehrheitsbeschluss der Nationalisten nur noch an achtzehn Tagen im Jahr flattern – zum Entsetzen der Loyalisten.

Die Aufarbeitung des Falls McConville wird kaum zu einem Ende des Friedensweges in Nordirland führen. Aber eine sichere Zukunft ist noch lange nicht gegeben. Dafür sorgt vor allem die demoskopische Entwicklung: Während Jahrhunderten waren in Nordirland die Katholiken in der Minderheit, heute sind die beiden Bevölkerungsgruppen etwa gleich stark. In einigen Jahren werden die Loyalisten eine Minderheit bilden. Absehbar ist, dass ihnen die Republikaner das erlittene Unrecht in der Vergangenheit mitbarer Münze zurückbezahlen werden. Dazu kommen aktuelle Unwägbarkeiten der britischen Politik. Gnade Gott dieser unseligen Provinz, wenn sich die Schotten im Herbst von Grossbritannien lossagen.

Unterdessen schwelen die Wunden weiter. Erschütternd ist, zu hören, wie Jean McConvilles älteste Tochter, Helen McKendry, im BBC-Radio berichtet, wie ihre Familie zerfiel. Die Kinder verwiden das Trauma ein Leben lang nicht. Das kümmert Politiker wie Adams indes wenig. Er ruft vielmehr nach einem weiteren Denkmal für die nationalistischen Opfer des Osteraufstands 1916 in Dublin. Damit die Gräueltaten der andern Seite ja nie vergessen gehen – im Gegensatz zu den eigenen. ○

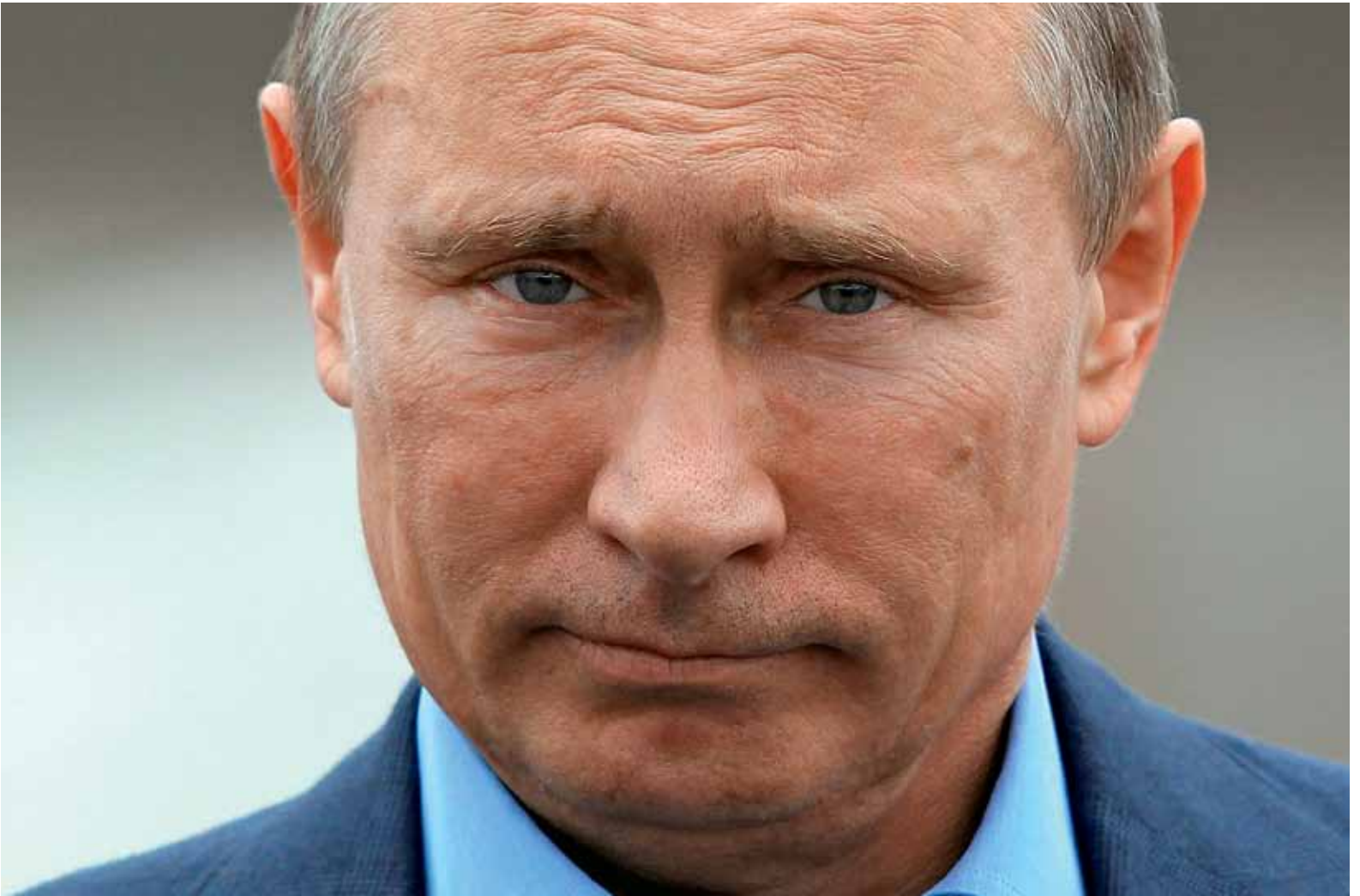
# 3 MONATE FÜR 51.30 FR. MIT OPTION AUF VERLÄNGERUNG.

Das ganze Wirtschaftsgeschehen. Schnell, informativ und übersichtlich.



Fundierte Meinungen und klare Analysen jetzt zum Kennenlernen: 3 Monate für nur 51.30 Fr. statt 150.80 Fr. (im Einzelverkauf). Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Abo: 044 404 65 55 oder [fuw.ch/abo-angebot](http://fuw.ch/abo-angebot).

**FINANZ und WIRTSCHAFT**  
Mehr Wissen. Mehr Vorsprung.



Enorme Reserven: Präsident Putin.

## Stoppt die Sanktionen gegen Putin

Gewiss: Russlands Präsident regiert autoritär. Sicher: Seine Provokationsstrategie ist verwerflich. Trotzdem sind die Sanktionen des Westens falsch: Sie könnten den noch zurückhaltenden Machthaber in Moskau zu einem aggressiven Verhalten treiben. *Von Orlando Figes*

Die Reaktion Russlands auf die jüngste Verschärfung der westlichen Sanktionen war absehbar: Im Ukraine-Konflikt schlägt Moskau einen aggressiveren Ton an. Russlands Vizeausenminister Sergei Rybakow bezeichnete das Verbot des Rüstungsgüterexports als «Wiederauferstehung eines Systems, das 1949 geschaffen wurde, als der Westen einen Eisernen Vorhang herunterliess und die Ausfuhr von hochentwickelten Industriegütern in die Sowjetunion verboten wurde».

Ein neuer rhetorischer kalter Krieg wird nicht zu einer friedlichen Beilegung der Ukraine-Krise beitragen, ohne Russland ist dieser Konflikt nicht zu lösen. Die neuen Sanktionen dürften kontraproduktiv sein – sie sind zu schwach, um den russischen Bären in die Knie zu zwingen, aber doch so stark, dass er sich provoziert fühlen muss. Einzelne Personen und Unternehmer, die über gute Beziehungen zu Putin

verfügen, mit einem Einreiseverbot zu belegen und ihre Bankguthaben einzufrieren, wird für Ärger sorgen, die russische Wirtschaft aber nicht in solchem Masse beeinträchtigen, dass Putin sich veranlasst sähe, von seinem aggressiven Vorgehen in der Ukraine abzulassen. Offenkundig sind ihm die russischen Interessen so wichtig, dass er das Risiko einer vollständigen Isolation durch den Westen in Kauf nimmt.

Mit Erleichterung wird man im Kreml jedoch festgestellt haben, dass sich die Sanktionen nicht auf den Export von Öl und Gas erstrecken, auf den Russland in erheblichem Masse angewiesen ist. Gazprom ist die stärkste Waffe des Kremls in einem Wirtschaftskrieg gegen die Ukraine, eine Importsperrung würde Moskau daher empfindlich treffen.

Die russische Wirtschaft stagniert. Ein Einbruch des Erdgasgeschäfts könnte sich sehr wohl zu einer Wirtschaftskrise auswachsen, mit

Auswirkungen auf die marode Infrastruktur und die Sozialleistungen, und womöglich eine politische Opposition auf den Plan rufen, die breiter wäre als diejenige in den Jahren 2011–2013, als Angehörige der jungen urbanen Mittelschicht zu Protestdemonstrationen auf die Strasse gingen.

Russland hat jedoch enorme Reserven, um eine solche Krise überstehen zu können, und wahrscheinlich könnte man sogar in China neue Märkte eröffnen, sollte der Export nach Europa eingeschränkt werden müssen.

Und der Haken bei der ganzen Sache: Etwa ein Drittel der Erdgaslieferungen in die EU kommt aus Russland. In den neuen osteuropäischen Demokratien ist der Anteil sogar doppelt so hoch. Ein Verzicht auf russisches Gas und Öl würde die EU vor gravierende wirtschaftliche Schwierigkeiten stellen und vielleicht zu Unruhen in den ärmeren Ländern führen, die von

russischen Energielieferungen abhängig sind. Die EU kann die verschärften Sanktionen, die von den Hardlinern in Washington gefordert werden, schlicht nicht mittragen.

Putin weiss, dass der Westen uneins ist – und das macht ihn so selbstbewusst. Er weiss, dass der Westen (von einer militärischen Intervention einmal abgesehen) nicht viel gegen die von ihm betriebene Schwächung der Ukraine unternehmen kann. Wie er schon im letzten Monat erklärte, würde sich die EU mit einem Importverbot für russisches Erdgas nur ins eigene Fleisch schneiden. Und der Westen wird nicht gegen seine wirtschaftlichen Interessen handeln – am allerwenigsten die Regierung in Grossbritannien, wo russische Oligarchen seit Jahren Immobilien, Fussballklubs und Zeitungen kaufen und ihre Kinder auf Eliteschulen und -universitäten schicken.

### Hohe Zustimmung der Bevölkerung

Bob Dudley, der Chef von BP, gab im letzten Monat bekannt, dass das Russland-Geschäft normal weitergehen werde. BP ist mit zwanzig Prozent an dem staatlichen Energieunternehmen Rosneft beteiligt, dessen Chef Igor Setschin seit neuestem auf der amerikanischen Sanktionsliste steht (als Mitglied des Verwaltungsrats von Rosneft wird Dudley gegen die Sanktionsbestimmungen verstossen, wenn er an der nächsten Sitzung teilnimmt).

Putins strotzendes Selbstbewusstsein gründet nicht nur auf einer realistischen Einschätzung der Lage. Im Verlauf der Ukraine-Krise ist seine Popularität deutlich gestiegen. Nach Angaben des unabhängigen russischen Meinungsforschungsinstituts Lewada kam er in der letzten Woche auf atemberaubende 82 Prozent Zustimmung – zehn Prozent mehr als nach den erfolgreichen Olympischen Spielen in Sotschi, aber auf nicht ganz so viel wie die 88 Prozent, die er im September 2008 nach dem Sieg über Georgien im Südossetien-Krieg erzielt hatte. Wir mögen ihn für verrückt und gefährlich halten, der durchschnittliche Russe sieht genau in ihm den starken und patriotischen Politiker, der die Interessen Russlands in der Welt verteidigt.

Und deswegen werden Sanktionen höchstwahrscheinlich kontraproduktiv sein. Sie werden Putin eine bequeme Erklärung für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Russlands liefern (die das Resultat jahrelanger Verschwendung und Selbstbereicherung seiner politischen Freunde sind) und dazu führen, dass sich das Land einträchtig hinter ihn und sein nationalistisches Regime stellt.

Putins Vorgehen in der Ukraine hat nicht nur mit Aussenpolitik, sondern genauso viel mit Innenpolitik zu tun. Aus Sorge, die Kiewer Revolution könne auf Moskau übergreifen, spielt er die nationalistische Karte, um sein autoritäres Regime abzusichern.

Die Medien unterliegen verschärfter staatlicher Kontrolle. Journalisten, die sich gegen die

antiwestliche Propaganda im staatlichen Fernsehen ausgesprochen hatten, wurden entlassen. Staatliche Repräsentanten reden von «Faschisten», «Spionen», «fünfter Kolonne» und «Verrätern am Vaterland» – alles Begriffe, die Erinnerungen an den stalinistischen Terror wecken.

Die Russen werden aufgefordert, sich im Falle langfristiger westlicher Sanktionen auf Opfer einzustellen. In der kollektiven Erinnerung an Sowjetzeiten – Grundlage so vieler nationalistischer Emotionen, die von Putin beschworen werden – gibt es zahlreiche Beispiele für patriotische Opfer: die Fünfjahrespläne, als die Bevölkerung zum Aufbau der sowjetischen Industriegesellschaft immense Opfer brachte, der Grosse Vaterländische Krieg von 1941–1945, in dem 25 Millionen Sowjetbürger umkamen, oder der russische Bürgerkrieg, als die Gründer der Sowjetunion gegen die «Weissen» und die Intervention der Alliierten kämpften. Auf ukrainischem Boden wurde in all diesen Kämpfen mehr Blut vergossen als in jedem anderen Gebiet der Sowjetunion.

Dies ist das Erbe, auf das sich das System Putin in seinem Kampf gegen die «faschistische Junta» beruft, wie die Übergangsregierung in Kiew von der russischen Propagandamaschine und von den prorussischen Separatisten in der Ostukraine bezeichnet wird. Hinter der alten Rhetorik – die genau deswegen so wirkungsvoll ist, weil sie Emotionen aus der Zeit des Kampfes gegen Hitlerdeutschland weckt – verbirgt sich ein gefährlicher russischer Nationalismus, der dem Westen mit seinen Belehrungen und seiner Doppelmoral voller Ressentiments begegnet und sich einer nostalgischen Sehnsucht nach der Sowjetunion hingibt. Deren Untergang bezeichnete Putin im Jahr 2005 als nationale Katastrophe, weil sich «Abermillionen unserer Landsleute über Nacht ausserhalb des russischen Territoriums wiederfanden». Die prorussischen Kräfte in der Ostukraine kämpfen nicht nur für eine Rückkehr zu Russland, sie wollen die Sowjetunion zurückhaben.

Wie viel Macht Putin über diese Separatisten hat, ist unklar. Vermutlich nicht sehr viel. Aber er hat Einfluss. Er könnte dem drohenden Bürgerkrieg entgegenwirken, indem er ihnen unmissverständlich erklärt, dass die östlichen Regionen auch weiterhin zur Ukraine gehören werden.

Sanktionen werden ihn nicht dazu bringen. Sie könnten das Gegenteil bewirken – ein noch aggressiveres Verhalten Russlands. Aber der Westen sollte es als positives Zeichen betrachten, dass Russland bislang vor einem Einmarsch in die Ukraine zurückgeschreckt ist. Denn das bedeutet, dass Russland zu einem Dialog über die Ukraine bereit ist. Und ohne Russland wird es keine dauerhafte Lösung dieses Konflikts geben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der Brite Orlando Figes ist Professor für neuere und neueste russische Geschichte am Birkbeck College an der University of London.

FÜR SIE SCHAUEN  
WIR GENAU HIN



5

Eine Beratung  
mit Fokus –  
fünf Gründe, weshalb Sie  
bei uns goldrichtig sind auf  
[www.cic.ch/5](http://www.cic.ch/5)



BANQUE CIC | SUISSE |

Die Bank der Privat- und Geschäftskunden

Basel, Fribourg, Genf,  
Lausanne, Locarno, Lugano,  
Neuchâtel, Sion, Zürich

[www.cic.ch](http://www.cic.ch)

# Grenzenloses Selbstvertrauen

Murat Yakin brachte Thun in die oberste Liga, erreichte mit Basel den Halbfinal in der Europa League und hat beste Chancen, dieses Jahr wieder Schweizer Meister zu werden. Trotzdem liebt man ihn in Basel nicht. Warum? *Von Martin Born*

Murat Yakin ist seit anderthalb Jahren Trainer des FC Basel. Nachdem er die Mannschaft im Oktober übernommen hatte, führte er sie überlegen zum Meistertitel. In der Europa League wurde sein Team 2013 erst im Halbfinal von Chelsea und vor ein paar Wochen erst im Viertelfinal von Valencia gestoppt. Es gab denkwürdige Spiele wie jene gegen Tottenham und Chelsea oder wie das 3:0 beim «Geisterspiel» im «Joggeli» gegen Valencia.

Wenn Basel in den letzten vier Runden die vier Punkte Vorsprung auf die Grasshoppers verteidigt, erneut Schweizer Meister wird und sich damit direkt für die Champions League qualifiziert, wird Yakin alle Ziele dieser Saison erreicht haben, sieht man vom Cup ab, der durch einen fragwürdigen Schiedsrichterentscheid zugunsten des FC Zürich entschieden wurde. Als Belohnung dafür wird er seinen Kopf retten und Trainer des FC Basel bleiben dürfen. Sollte er den Titel verspielen, wird er wohl gehen müssen, obwohl sein Vertrag im Winter nach langem Zögern der Vereinsleitung bis Ende der nächsten Saison verlängert wurde.

«Die Zeit mit meinem Bruder als Coach war gut, auch wenn er mir als Spieler viel lieber war.»

Yakin ist in Basel geduldet, geliebt wird er nicht. Auch wenn er der erste Basler ist seit René Bader (er gewann mit dem FCB 1953 den ersten Meistertitel), der mit dem Team erfolgreich ist. Auch wenn er ein paar Kilometer vom «Joggeli» entfernt in Münchenstein aufgewachsen ist. Auch wenn er der Captain des Meisterteams unter Christian Gross war.

## Auf Kosten von Ikonen

Liegt es an der Art, wie er auftritt, an seiner Unnahbarkeit? Ist er überheblich oder arrogant? Ist es die Art, wie er mit seinen Spielern umgeht, mit den Degen-Zwillingen aus Liestal etwa, die bei ihm meist nur Reservisten sind? Wird ihm als persönliche Animositäten ausgelegt, was in der Konsequenz seines Weges liegt, den die drei Assistenztrainer beschreiben? Yakin spielt sein Fussball-Schach. Er analysiert den Gegner, betrachtet seine Figuren, entwickelt eine Strategie und wählt die Figuren, die dazu passen. Das kann, wie in seiner ersten Saison, auf Kosten einer Ikone wie Alex Frei gehen. Oder eben der feurigen Degens. Wer nicht spielt, ist unzufrieden, das ist so im Fuss-

ball. Wer nicht begreift, weshalb, erst recht. Die Polemik zwischen den Zwillingen und dem Trainer wurde an der letzten Fasnacht zum Schnitzelbankthema – mit Vorteil Yakin:

*Dr Murat Yakin, muess ich do scho säge,  
het s Beschti gmacht uss dene beide Däge.  
Zum eine gsesch se nümme uffem Fuessballplatz,  
und dank em Muulchorb halte beidi schön dr Latz.*

An den türkischen Wurzeln mit Mutter Emine als Königin im Reich der Yakins und der chronischen Unpünktlichkeit, die ihm nachgesagt wird, kann es wohl auch nicht liegen. Auch wenn das Dinge sind, die ihn Fasnacht-kompatibel machen:

*10 Minute z spoot zem Spiil kunnt dr Murat,  
s isch e Glatte  
S dääch em laid, aber das Dreiraad vo dr Mueter  
haig e Blatte  
5 Minute vor dr Pause sait är tschüss  
wär hät das dänggt  
Är miess noomool zer Mueter  
s het ere d Ketti no ussghängt*

Die Probleme liegen anderswo. Yakin war ein Weltklasseverteidiger, als Stratege der Abwehr konnte er das Spiel lesen, es mit dem Positionsspiel und mit seinen Pässen öffnen. So ist er auch als Trainer. Er will gewinnen, auch gegen stärkere Gegner. Er weiss, dass das möglich ist, und er überträgt diesen Glauben auch auf die Spieler, die auf dem Platz niemanden fürchten.

Yakins Problem ist: Basel spielt nicht nur gegen Tottenham, Chelsea, Red Bull Salzburg und Valencia. Sondern auch gegen Aarau, Lausanne, Sion, Thun und Luzern. In diesen Spielen wollen die Fans Spektakel und Tore sehen. Und keine Unentschieden, wie es sie in dieser Saison zu oft gab. Das Mammutprogramm mit sechzig Spielen, der Verkauf des besten Spielers oder Verletzungen von Schlüsselspielern gelten nicht als Entschuldigung.

Markus Frei, seit dreissig Jahren Profitrainer in vielen Funktionen, begleitete Yakin durch die Trainerausbildung («er war unheimlich gewissenhaft, nie nur eine Minute zu spät und lieferte eine der besten Prüfungen ab») und gilt als einer seiner Mentoren. Er findet «die Attacken gegen ihn eher peinlich». Sein Argument pro Yakin: «Am Schluss wird an der Kasse abgerechnet. Murat hat den Transferwert des Kaders gewaltig gesteigert und bis jetzt hochgerechnet dreissig Millionen Franken Gewinn gemacht.»

Er spricht vom Ägypter Mohamed Salah, der für zwei Millionen eingekauft und für zwanzig Millionen verkauft wurde. Vom Österreicher Dragovic, der nach Russland verkauft wurde. Von den Aussenverteidigern Taulant Xhaka und Kay Voser, die bei GC auf der Bank sassen. Vor allem aber von Schär und seinem eigenen Sohn Fabian.

«Ich weiss nicht, wer es sonst hätte schaffen können, aus Schär, der bei Wil in der Challenge League spielte, so schnell einen Nationalspieler zu machen. Murat hat das Auge, sieht, wenn Spieler Fussball spielen können, und er liebt Spieler, die einen langen Diagonalpass spielen können.»

Und Fabian Frei, der Marathonmann, der am meisten Spiele bestritt? «Unter Fink war er vielleicht die Nummer 13 im Team, polyvalent und überall eingesetzt. Yakin machte aus ihm eine Nummer 6 im defensiven Mittelfeld und einen wertvollen Führungsspieler. Er hat Fabians Fähigkeit für diese Position entdeckt, ihn einmal üben und dann gegen Tottenham dort spielen lassen. Es braucht Mut, ein solches Experiment durchzuziehen.»

## Blindes Vertrauen

Wie Frei denken alle, die Yakin auf dem Weg von Basel, wo er beim Zweitligisten Concordia als Trainer debütierte, über Zürich (Nachwuchs- und Assistenztrainer von Hanspeter Latour bei GC), Frauenfeld, Thun, Luzern zurück nach Basel begleiteten.

Andres Gerber war wie Yakin Spitzenfussballer. Mit dem FC Thun schaffte er es bis in die Champions League und bestritt vier Länderspiele. Kein Vergleich mit Yakin, der vier Titel gewann und 49-mal im Nationalteam auftrat. Gerber ist ein Jahr älter als Yakin, der am 15. September vierzig wird. Und er hat einen Coiffeur, der die gleichen Vorstellungen vom Haarschnitt hat wie jener von Yakin.

Am 5. Juni 2009 fanden die beiden zusammen. Yakin wechselte vom Erstligaklub FC Frauenfeld, wo er die Trainerlehre abgeschlossen hatte, zum Challenge-League-Klub Thun. Gerber wurde dessen engster Mitarbeiter – als Sportchef und Assistent. Der Erfolg trat sofort ein: Thun kehrte in die Super League zurück.

Gerber erlebte Yakin als «Schlitzohr – aber im positiven Sinn». Für ihn ist er ein Mensch, «aus dem ich bis heute nicht schlau geworden bin», er spricht von einer «komplexen Geschichte». Er begleitete einen Trainer, der die Spieler beeindruckte. Dessen Ruf als Spieler so gut war,





«*Es braucht Mut*»: Trainer Yakin.

dass sie ihm blind vertrauten. Nie hätte einer gewagt zu widersprechen. Sensible Einzelgespräche habe es nicht gebraucht.

Knatsch habe es in der Zusammenarbeit nie gegeben. «Wir respektierten uns», sagt Gerber, der manchmal staunte, mit wie wenig Aufwand Yakin viel herausholen konnte. «Nicht dass er die Details nicht pflegte und nicht Videos studierte. Aber er war nicht 24 Stunden am Tag Trainer.» Musste er auch nicht: Yakin hat den Fussball im Blut. Er vertraut seinem Gefühl blind.

Ganz am Schluss des Gesprächs über Murat Yakin, den Trainer des FC Basel, möchte Andres Gerber noch etwas loswerden. Es gebe auch einen andern Yakin, sagt er. Einen, der nicht ganz ins Bild passe, das sich in der Öffentlichkeit eingeprengt hat. Yakin sei nicht einfach nur cool, abgebrüht, gelassen, schlau, selbstsicher, unnahbar, phlegmatisch oder ein bisschen eitel. Er sei nicht überheblich oder gar arrogant, wie er wahrgenommen wird, wenn er in Anzug und Krawatte mit seinem glänzenden schwarzen, mit ersten weissen Strähnen durchsetzten Haar an der Seitenlinie steht und stets bemüht ist, die Fassung zu bewahren. Er sei auch eine «Gmüetsmore». So wird in Thun ein Mensch genannt, mit dem man gerne einen längeren Abend verbringt. Er sei locker, witzig und wenn, es darauf ankomme, «sehr grosszügig». So wie man sich einen guten Freund wünscht.

### Das ideale Sprungbrett

Im ersten Jahr in der obersten Spielklasse holte Yakin Adrian Kunz ins Boot. Als Assistenztrainer und Scout. Die beiden hatten zusammen in der Nationalmannschaft gespielt, Yakin als Stratege, Kunz als Flitzer am Flügel. Gemeinsam absolvierten sie Trainerkurse, dank denen sie in den Besitz der Uefa-Pro-Lizenz, der höchsten Trainerlizenz, kamen.

Für Kunz ist Yakin ein Meister der Taktik, ein Schachspieler in der Fussballwelt. Phänomenal bleibt für ihn die Art, wie er an der Magnettafel die Töggel verschob, wenn er den Fussball des Gegners analysierte und die Antwort darauf aufzeigte. «Das ging unheimlich schnell und war doch einleuchtend. Seine Taktik kam aus dem Bauch. Aber er sah genau voraus, was passieren würde. Und meistens traf es auch ein.»

Verblüfft hatte ihn Yakin auch, als sie beim Trainerlehrgang Unihockey spielten. Er selber sei ein guter Unihockeyspieler gewesen, sagt Kunz, und einige gute Eishockeyspieler seien auch dabei gewesen. Yakin war im Vergleich dazu ein Anfänger. Natürlich spielte er in der Verteidigung. «Sein Stellungsspiel war unheimlich», sagt Kunz, «er merkte sofort, wie er sich verhalten musste, damit der Stürmer nicht vorbeikam. Er stand gefühlsmässig genau richtig.»

Thun war für Yakin das ideale Sprungbrett zur grossen Trainerkarriere. Hier gab es weder Druck noch Kritik. Als Neuling belegte Thun

den fünften Platz und erkämpfte sich damit einen Platz im Uefa-Cup. Und so war die Zeit reif für den nächsten Schritt. Der Zufall wollte es, dass der FC Luzern, bei dem Murats kleiner Bruder Hakan eine letzte neue Schweizer Heimat gefunden hatte, nach der Entlassung von Rolf Fringer einen neuen Trainer brauchte.

Fünf Jahre nachdem er seine Karriere beim FC Basel beendet hatte, war er zurück im Schaufenster. Luzern ist anders als Thun, hier sind die Journalisten oft auch beim Training dabei, hier drückt es auf die Stimmung der Stadt, wenn der FCL verliert. Luzern ist das Fussball-Hollywood der Innerschweiz.

### Er analysiert den Gegner, entwickelt eine Strategie und wählt die Figuren, die dazu passen.

Yakin kam, sah und hatte Erfolg. Im Winter lag er mit seiner doch eher bescheidenen Mannschaft an der Spitze. Das genügte im Frühling für den zweiten Platz – zwanzig Punkte hinter Meister Basel. Gegen den er – im Penaltyschüssen – auch den Cup-Final verlor.

In Luzern tat Yakin, was er in Thun mit Erfolg geprobt hatte. Er spielte Schach. Passte die Taktik dem Gegner und den eigenen Möglichkeiten an. Liess Spieler auf Positionen spielen, die sie nicht mochten. Machte frühere Stammspieler zu Reservisten und umgekehrt. Sein Assistent Giorgio Contini, inzwischen erfolgreicher Chef beim Aufsteiger Vaduz, auch er ein ehemaliger Spitzenspieler und Kumpel aus dem Trainerlehrgang, war beeindruckt von Yakins Sozialkompetenz, vom ungezwungenen Umgang mit den Spielern und der Autorität, die sich der Kompetenz verdankte. «Wer ein Problem hatte, konnte zu ihm gehen», sagt er.

Der kleine Bruder Hakan wurde oft vorzeitig ausgewechselt und genoss keine Vorzugsbehandlung. Er sagte, nachdem er nach erfolgreicher Vorrunde seine Karriere als Spitzenspieler beendet und einem Angebot (mit angeblichen Zukunftsperspektiven) aus Bellin-

zona gefolgt war, in einem Interview: «Die Zeit mit meinem Bruder Murat als Coach in Luzern war gut, auch wenn er mir als Spieler viel lieber war als als Trainer. Er zog seine Linie durch, wollte Erfolg und sagte nicht: Kleiner Bruder hier, kleiner Bruder dort. Er griff durch. Oft, zu oft, akzeptierte ich das erst zwei Tage nach einem Spiel.»

«Der Ton konnte harsch sein», erinnert sich Michel Renggli, einer der Ur-Luzerner, «und es gab Meinungsverschiedenheiten. Doch das ist normal, wenn ein Trainer neu ist. Luzern ist eben ein besonderes Pflaster.» Als Hakan den Klub verlassen hatte, brauchte der FCL einen neuen Captain. Der Trainer überliess die Wahl den Spielern, die sich für Renggli entschieden – und dann erfahren mussten, dass Yakin die Captain-Binde dem Zürcher Florian Stahel übertrug. Logisch, dass Renggli verärgert war. Heute sagt er: «Wir haben uns ausgesprochen, und damit war die Sache erledigt.» Im Nachhinein will er ohnehin nichts Negatives über Yakin sagen, denn er hat festgestellt, dass Yakins taktische Schulung «mich als Spieler besser gemacht hat». Immerhin war er damals schon 32-jährig.

### «Ist er der nächste Mourinho?»

Erste Kratzer hatte es schon zuvor gegeben, als der FC Basel seinen Meistertrainer Thorsten Fink an den Hamburger SV verlor und Yakin nach nur vier Monaten im Amt nicht kategorisch ausschloss, dessen Nachfolger zu werden. Es war der Anfang einer Entfremdung, die nach sechs Spielen in der zweiten Saison ihr Ende fand. Drei Punkte waren zu wenig, die Forderungen Yakins nach Verstärkungen zu laut, einige seiner Entscheidungen nicht nachvollziehbar. Vordergründig war es ein Machtkampf, den Yakin gegen Luzerns neuen Sportchef Heinz Herrmann verlor. Der ist mit 118 Länderspielen der Schweizer Rekordinternationale, war aber nie ein erfolgreicher Trainer.

In Luzern herrschte auch das unguete Gefühl, Yakin habe seinen Abgang provoziert, um für den logischen nächsten Schritt beim FC Basel bereit zu sein. So wie es sich für einen Strategen gehört: Ein Fall für die Magnettafel. Als der brave Arbeiter Heiko Vogel in Basel nach dem Verkauf der Teamstützen Shaqiri und Xhaka nicht ganz unerwartet «vom Misserfolg gestreift» (NZZ) und deshalb entlassen wurde, war es keine Überraschung, dass Yakin als Nachfolger präsentiert wurde.

Yakin könnte es sich leisten, auch in Basel den Abgang zu provozieren. Weil er als Spieler viel verdiente und das Geld sicher in «Backsteine» investierte, wie er sagt, – ihm gehört unter anderem das edle Restaurant «Schifferhaus» in Kleinhüningen – ist er finanziell unabhängig. Und seit den Siegen gegen Chelsea steht er auch international auf der Liste der gefragten Trainer. Was im Internetportal Goal zur Frage führte: «Ist er der nächste Mourinho?» ○



Grosses Sonderheft

# Der Erste Weltkrieg

Vorspiel, Verlauf und Folgen. Führende Historiker und Autoren über die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts: Christopher Clark, Max Hastings, Guido Knopp, Thomas Weber, Herfried Münkler, Niall Ferguson, Carl Spitteler, Kurt Tucholsky u.v.a.

«Der Erste Weltkrieg»

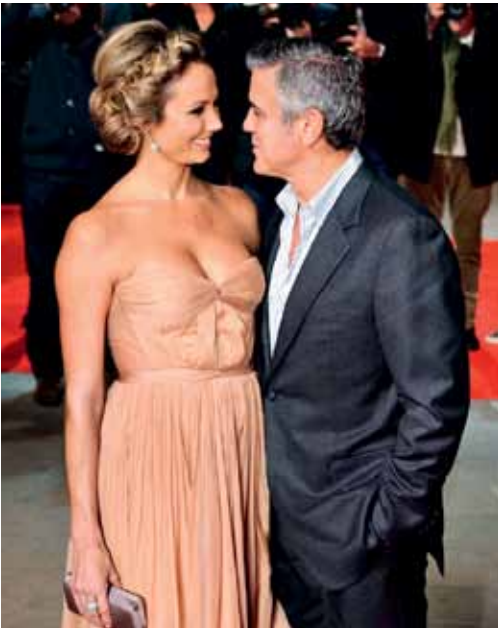
Weltwoche-Sonderheft, 42 Seiten,  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt. und Porto)

Onlinebestellung:

[www.weltwoche.ch/ersterwelkrieg](http://www.weltwoche.ch/ersterwelkrieg)  
oder beim Kundendienst  
unter der Telefonnummer  
043 444 57 01.

Jetzt  
bestellen!





Zu viel Selbstironie: Keibler, Clooney, 2011.



Ewiger Junggeselle: Clooney, Canalis, 2010.



«The Perfect match»: Amal Alamuddin.

## Wille zur Aufklärung

Ein paar Dinge, die Amal Alamuddin über George Clooney wissen sollte (bevor sie ihn heiratet).

Von Tom Kummer

Hitze über Hollywood, 24 Stunden nach der Sensation: berühmtester Junggeselle der Welt – verlobt!

Eine schwarze Harley-Davidson gleitet in die Aussenwelt, George vorne, seine Verlobte hinten, beide tragen Lederjacken, Jeans, Sturzhelme mit Sonnenblenden, ihre Stimmen sind per Gegensprechanlage verbunden. Es ist Sonntagmorgen im Stadtteil Studio City.

Gewöhnlich lässt George zwei oder drei ähnliche Motorräder von seiner Villa losfahren – als Täuschungsmanöver gegen Paparazzi. Diesmal ist ihm alles egal. Er ist sich dieser Sache sicher. Es

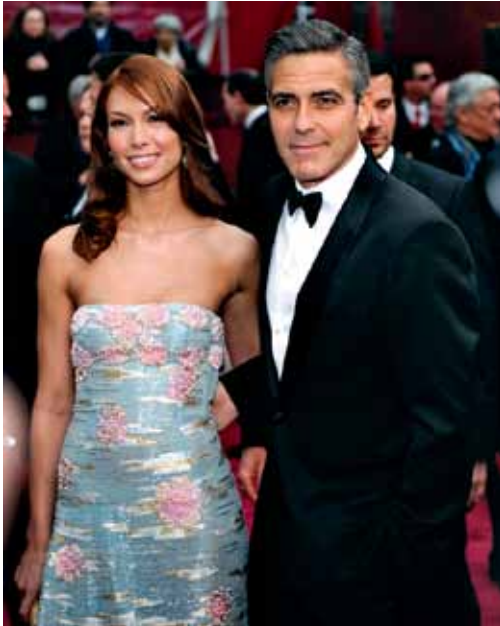
ist ihm ernst. Sie heisst Amal und hält sich an seiner Lederjacke fest. George beschleunigt. Er fährt seine Verlobte über die Strassen seiner Stadt. Ihre Gesichter sind unsichtbar. «Lächerliche Scheisshelme», brüllt ein brasilianischer Paparazzo auf einer Yamaha, der Bilder für *Daily Mail* und die Klatschplattform TMZ schießt. In wenigen Minuten gehen seine Bilder um die Welt.

### Inbegriff der Highend-Männlichkeit

Es sind sinnlose Bilder. Der behelmte George Clooney und seine Verlobte gleichen Testpiloten – als ob das Stardasein ein Labor sei, wo

ständig Bilder erschaffen werden, mit denen dem Rest der Welt die tiefere Bedeutung des Lebens erklärt werden soll: neue Männlichkeit, *new sexiness*, ein Manifest namens «Ehe» – vielleicht sogar «die Kunst der Liebe».

Noch ist alles frisch, zart und unbefleckt zwischen George und Amal. Noch gibt es keine offiziellen Verlobungsbilder. Auf Twitter explodiert die Euphorie der Aussenwelt über das neue Traumpaar: Endlich hat George Clooney die ebenbürtige Frau gefunden, «the perfect match» (*New York Times*): eine Frau, die scheinbar alles ist, was seine Vorgängerinnen nicht



*Devote Frauengesichter:* Larson, Clooney, 2008.



*Aura der Lässigkeit:* Snowdon, Clooney, 2004.

waren: «gebildet», «eigenständig», «weltgewandt», «diskret», «Libanesin», «dreisprachig», «die heisseste Anwältin Londons», «die modischste Clooney-Braut aller Zeiten».

George hatte über die Jahre immer wieder jüngere Models oder Schauspielerinnen als Freundinnen, perfekt geschminkte und devote Frauengesichter. Doch er wollte sich nie ernsthaft binden. Er verkörperte den Inbegriff der Highend-Männlichkeit – kein Typ, der sich an Stereotypen des Schneller, Weiter, Höher, Länger abarbeitet. In George Clooney steckte dafür zu viel Selbstironie. Die Aura der Lässigkeit war Zweck seiner Existenz, Auftrumpfen nur Nebenprodukt. So wurde er zum Inbegriff des ewigen Junggesellen – seine Beziehungen überschritten selten die Zweijahresmarke. Doch jetzt wird alles anders.

Die 36-jährige Menschenrechtsanwältin Amal Alamuddin umklammert jetzt seine Hüften, sie blickt neben seinem Helm vorbei auf den schmut-

zigen Asphalt von Hollywood. Sie hört seinen Atem. Sie hört seine Stimme über Kopfhörer. Und dabei klammert sie sich noch enger an seinen Körper. Aber kann sie George verstehen?

Vielleicht wäre jetzt der Moment gekommen, einige Dinge zu klären – Dinge, von denen er Amal noch nie erzählt hat. Zum Beispiel, dass er die Liebe für eine Kunst hält, die gelernt sein will, wie es der Psychoanalytiker Erich Fromm in seinem unschlagbaren Klassiker «Die Kunst des Liebens» erklärt, mit einem Vorwort von unserem Paracelsus: «Je mehr Erkenntnis einem Ding innewohnt, desto grösser ist die Liebe.»

George steuert seine Harley-Davidson auf den Highway 101 oder Ventura Freeway, wie er hier heisst. Es ist jene legendäre Autobahn, nach der der Song «Ventura Highway» von der Superband America benannt wurde, dieser unglaublich vokalharmonisch-betörende Siebziger-Jahre-Song: Beim ersten Hören ist er klasse, beim vierten Hören geht er einem so auf die Nerven, dass man die Stereoanlage in die Luft sprengen will – vielleicht wie dieses total verklärte Mannsbild: George Clooney.

Es gibt mindestens zehn Dinge, die Amal über ihren George wissen müsste, bevor sie ihn heiratet. Der Moment wäre für George günstig: Der 101 ist der perfekte Ort, es ist die Autobahn von Los Angeles und entspricht jenem diffusen Bild, das der Rest der Welt von dieser Stadt und seinem George hat: gleichbedeutend mit guten Zeiten, coolen Motorrädern, heissen Bienen, schönem Wetter und viel Geld. George müsste jetzt einfach auf den Asphalt starren und dabei die absolute Wahrheit ins Helmmikrofon sprechen:

#### Mit ihr ist alles anders

Ja, ich bin einsam, allein – ein Mann mit tickender Uhr, egal, was die Bilder erzählen. Einsame, alternde Männer werden unflexibel und egoistisch, sie benutzen Testosteron-Gels, sie spüren in der Prostata kleine Krebsherde schlummern. Daran denkt jetzt George vielleicht, während sein Motorrad über den 101 in Richtung Hollywood gleitet. Die zwölf Spuren werden überfüllter, dreckiger, verkommenener, bedrohlich. Amal klammert sich an George. George will sich nicht verhärten. Er will keine stupide Form der Einsamkeit. Er will Amal. Er weiss, dass es kein Land gibt, das ein gestörteres Verhältnis zur Sexualität hat als Amerika. Aber mit Amal ist alles anders. Was sie tut, hat politische und gesellschaftliche Relevanz. Das ist es, was George anzieht und anstrebt. Europa liebt ihn dafür. Er ist Superstar, Vorzeigoliberaler und Menschenrechtler aus Hollywood. In Rest-Amerika halten ihn viele für einen linken Poser und Heuchler. Das schmerzt ihn manchmal. Jetzt setzt er auf eine Frau, die alle Kriterien erfüllt. Alles wird anders.

Schon immer hat er sich eine Frau gewünscht, die einen eigenwilligen und individuellen Sex-Appeal repräsentiert. Eine, die ständig zwischen den Gegensätzen Kontrolle und Kontrollverlust hin- und herjettet und

dabei zu einer wahrhaft sagenumwobenen Ikone aufsteigt. Etwas wirklich Natürliches, Menschliches. Eine Echtheit aus England.

George glaubt an Schönheit, die im Widerstand gegen den Zeitgeist entsteht. Das heisst, was ein Mann und seine Frau tun, muss eine politische, eine gesellschaftliche Relevanz haben, damit es für ihn als kultiviert und sexy durchgeht.

Ja, er ist angetört von der Sexfantasie einer Frau, die stark und intelligent ist. Sollte er dies seiner Verlobten offenbaren? Und was ist mit den ganz trivialen Zweifeln an seiner Männlichkeit? Kürzlich hatte er sich mit David Beckham über das Thema Körperrasur unterhalten: Intimrasur und Achseln – ja. Brust – nur zum Teil. Und die Beine? An diesem Punkt verkrampte sich George, und er hat sich gefragt: «Ist das jetzt schon schwul oder nicht? Bin ich vielleicht schwul? Weiss Amal davon?»

#### Der Müll von Hollywood

Der 101 wird jetzt gefährlich. Der Tross der Paparazzi folgt mit Abstand. Am Strassenrand türmt sich der Müll von Hollywood, der 101 kann eine schreckliche Erfahrung sein. Der Verkehr steht plötzlich still, Fahrer und Insassen glotzen sich an, bedrohen einander. Amal

---

«Nie erlebt sich der Mensch einsamer als in Anwesenheit eines Geliebten.»

---

presst sich jetzt noch enger an George, sie umklammert seinen Bauch. George findet, dass Männer früher männlicher aussahen, weil sie mehr Bauch unter ihrem Hosenbund trugen: Spencer Tracy, Robert Mitchum, John Wayne. Es geht um seinen Bauchansatz. Manchmal hasst er es, ein Mann zu sein. Nicht nur, dass ein durchschnittliches Männerleben um sieben Jahre kürzer ist als ein Frauenleben. Männer neigen sehr viel mehr zur Selbsterstörung.

Sie fahren jetzt jenseits des Stadtzentrums, der 101 wird zur öden, grauen, von Wohnanlagen und Tankstellen, Mini-Malls und Neubaugebieten gesäumten Betonpiste – das Anti-Hollywood. Der romantische Kitsch ist längst erledigt. Das Grandiose am alternden George Clooney ist sein Wille zur Aufklärung, der Anti-Hollywood-Feldzug: «Ich bin nicht mein Bild.» Dabei geht es ihm bei seinen Eheplänen mit Amal auch um den Gewinn einer männlichen Selbstsicherheit, die aus sich heraus existiert und nicht durch Überlegenheit über eine Frau hergestellt werden muss.

Doch da ist mehr. Amal wird es schon noch bemerken – besonders auf dem Rücksitz einer Harley-Davidson. In «Kunst des Liebens» steht unter dem Kapitel «Selbstliebe»: «Nie erlebt sich der Mensch einsamer als in Anwesenheit eines Geliebten.» ○

# «Sie verstehen uns»

Als Moshe Rappoport in die Informationstechnologie einstieg, wurden Computer noch mit Lochkarten bedient. Nun sagt der IBM-Trendforscher den nächsten grossen Umbruch voraus: Computer, die selber denken können. *Von Martin Spieler und Stefan Jermann (Bild)*

**Herr Rappoport, sagen Sie uns, was die Computer der Zukunft bringen.**

Kognitive Computer können quasi Sprache verstehen. Das ermöglicht uns, viel natürlicher mit ihnen umzugehen, nämlich mit ihnen ein Gespräch zu führen. Sie können in gewissen Rahmen selbständig logisch schlussfolgern und sie lernen ähnlich wie wir aus der Interaktion mit Menschen und Daten. Bisher machte der Computer nur, was wir ihm vorgaben. Jeder Verarbeitungsschritt musste genau programmiert werden. Die künftigen Computer können auf Erfahrungen bei neuen Fragestellungen zurückgreifen. Zudem vergisst der Computer nichts und kann viel schneller als wir mit grossen Datenmengen umgehen.

**Werden Computer dem Menschen jemals überlegen sein?**

Kognitive Computer können uns in Zukunft viel besser dabei helfen, im digitalen Datenozean zu navigieren und uns das darin enthaltene Wissen zugänglich zu machen. Wie das funktioniert, haben wir mit dem kognitiven Computer IBM Watson bewiesen, der in der beliebten amerikanischen TV-Quizshow «Jeopardy!» gegen Menschen antrat und gegen die weltbesten Spieler gewann. Diese neuen kognitiven Computer verbinden neue Technologien und Fähigkeiten und läuten den Beginn eines neuen Computerzeitalters ein, das unseren Alltag noch viel tiefgreifender verändern wird, als es bereits das Internet tat.

**Nennen Sie Beispiele, wo sich das Leben verändern wird.**

In vielen Bereichen, etwa im Gesundheitswesen oder im Verkehr. Beim Einkaufen werden wir als Konsument viel personalisierter angesprochen. Personalisierung ist eine grosse Veränderung und etwas, was sich viele Kunden schon lange wünschen. Dank kognitiven Computern können wir die Auswirkungen von Entscheidungen besser abschätzen. Im Verkehr verschaffen uns diese Computer grosse Erleichterung.

**Wie?**

Wir werden noch viel bessere Verkehrsleitsysteme sehen, die auf veränderte Verkehrssituationen rasch reagieren und den Verkehrsteilnehmern individuell bessere Vorschläge für ihre Route machen können, so dass der Verkehr insgesamt flüssiger und möglichst umweltfreundlich läuft. Solche Systeme könnten uns in Zukunft direkt

zum nächsten freien Parkplatz leiten. Wir gehen auch viel natürlicher mit ihnen um. Wir sprechen mit ihnen, sie verstehen uns. Das ist unkompliziert und macht den Verkehr sicherer. Auch die Bildung wird sich so verändern.

**Halten Sie es für möglich, dass denkende Maschinen Lehrer und Professoren in den Schulen und Universitäten ersetzen?**

Das sehe ich nicht so. Das heutige Frontalsystem funktioniert, aber es ist nicht optimiert auf den individuellen Lernerfolg. Es nimmt keine Rücksicht auf individuelle Lerngeschwindigkeit, Stil und Vorwissen. Zudem wird das lebenslange Lernen Realität: Um im gesamten Arbeitsleben erfolgreicher zu sein, ist ständiges Lernen gefragt. Auch hier entspricht das Frontalsystem mit Präsenzunterricht und festen Unterrichtszeiten schon heute nicht mehr den Bedürfnissen. Interaktive Lernumgebungen und ein Mix von virtuellem und Präsenzunterricht werden uns ganz neue Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung vermitteln.

**Aber soziale Zuwendung, die in der Bildung wichtig ist, können Computer nicht liefern.**

In der Schule entlasten künftig kognitive Computer die Lehrkräfte, die heute ohnehin zu viele Anforderungen gleichzeitig erfüllen müssen. Lehrer und Professoren haben dadurch wieder mehr Zeit, individuell auf ihre Schüler und Studenten einzugehen. Dieses Modell verspricht auch in der Medizin grosse Möglichkeiten.

**Sie glauben, dass der Computer als eine Art Arzt wirken kann?**

Die neuartigen Computer werden Ärzten bei der Diagnosestellung helfen. Sie ersetzen die Ärzte nicht. Aufgrund der Symptome eines Patienten und der Auswertung des gesamten medizinischen Wissens könnten solche Systeme weitere Tests empfehlen und mögliche Diagnosen vorschlagen.

**Werden Diagnosen und Behandlungsmethoden dadurch wirklich erfolgreicher und die Medizin sicherer?**

Ja, und wir sehen in unseren Pilotprojekten bereits das Potenzial. Einer der weltweit führenden Onkologen, Dr. Mark Kris vom Memorial Sloan Kettering Cancer Center in New York, mit dem wir zusammenarbeiten, sieht in Computern wie dem von IBM entwickelten Watson «eine fundierte zweite Meinung». Kognitive Computer sind eine riesige Chance für die Medizin und ein leistungsfähiges Hilfsmittel für unsere Ärzte. Unsere

Watson-Technologie haben wir bereits für diesen Bereich weiterentwickelt und testen sie derzeit mit unseren Partnern.

**Wie funktioniert das?**

Die Ärzte verwenden Watson als Cloud-basierte Dienstleistung über ein Tablet. Der Arzt kann dem Watson-System eine Frage stellen und beispielsweise die Symptome und deren Folgeerscheinungen beschreiben. Daraufhin analysiert Watson den Input, hebt besonders wichtige Informationen hervor und nutzt das gesamte verfügbare digitale medizinische Wissen auf der ganzen Welt, um adäquate Lösungen vorzuschlagen.

**Der Computer als Assistenzarzt.**

In der Tat. Der Computer wird dem Arzt helfen, individuell optimierte Behandlungsstrategien zu treffen. Watson kann und soll das menschliche Know-how von Ärzten keinesfalls ersetzen, sondern lediglich als Assistent dienen, der aussergewöhnliche Fähigkeiten besitzt: ein lückenloses Gedächtnis und sofortigen Zugriff auf die gesamte Fachliteratur sowie Vergleichsfälle.

**Ein Assistenzarzt mit einem gewaltigen enzyklopädischen Wissen!**

Das medizinische Wissen verdoppelt sich alle fünf Jahre. Es ist unmöglich für einen Arzt, all dieses Wissen aufzunehmen. Watson kann hier helfen, und er wird anders als wir Menschen auch nicht müde. Medizin und Verkehr sind nur zwei von vielen Anwendungsmöglichkeiten. Auch das Einkaufen wird sich nochmals stark verändern.

**Wie werden wir denn mit Hilfe des Cognitive Computing in Zukunft einkaufen? Alles nur noch via Smartphone?**

Falls wir dann noch Smartphones haben – sicher! Grosse Veränderungen wird es bereits in den kommenden Jahren geben. Wir werden viel personalisiertere Werbung erhalten. Heimlieferung wird sich stark verbessern und weit verbreitet sein. Soziale Netzwerke werden eine grössere Bedeutung bei der Kaufentscheidung spielen, und wir können auf unseren Mobilgeräten eine Art digitalen Shopping-Assistenten nutzen, der uns berät.

**Wir lassen uns vom persönlichen Computer-Einkaufsberater bei unseren Kaufentscheidungen leiten?**

Eine solche App für Mobilgeräte, basierend auf der Watson-Technologie, entwickelt derzeit unser Businesspartner Fluid. Sie nutzt Watsons Fähigkeiten, Nuancen der menschlichen Sprache im Kontext zu verstehen, um als



«Beginn eines neuen Computerzeitalters»: Trendforscher Rappoport.

«persönlicher, kognitiver Shopping-Assistent» Kunden bei der Wahl der am besten ihren Wünschen und Vorstellungen entsprechenden Produkte zu helfen. Der Fluid Expert Personal Shopper, wie die App heisst, ist ein digitaler, persönlicher und sehr gut informierter Einkaufsberater, mit dem der Kunde ganz normal sprechen kann und der auf Abruf bereitsteht. Neben dem Cognitive Computing werden etwa neue sogenannte 3-D-Drucker massgeschneiderte Produkte oder Produktmodelle liefern.

**Wo sehen Sie Risiken? Cyberkriminelle betrügen heute schon im grossen Stil und verursachen Milliarden Schäden. Viele Leute sind verunsichert, seit Fehler in der Sicherheitssoftware Open SSL entdeckt wurden.**

Aus meiner Sicht kann das Cognitive Computing eine grosse Hilfe gegen Cyberkriminalität sein. Aus zwei Gründen: Probleme können einerseits frühzeitig entdeckt werden. Andererseits können Massnahmen fundierter und schneller getroffen werden, so dass Probleme nicht ausser Kontrolle geraten. Tablets und mobile Geräte wie Smartphones erfüllen zunehmend die Kommunikations- und IT-Bedürfnisse vieler Menschen. Da können Sicherheitsrisiken nie ganz ausgeschlossen werden.

**Die Vernetzung in die mobile Welt ist ein Megatrend. Jeder wird künftig ein oder mehrere mobile Geräte besitzen, über die er jederzeit auf verschiedenste Applikationen, Daten und Dienste zugreifen kann. Ist der traditionelle PC sowohl im Büro als auch zu Hause ein Auslaufmodell?**

Ja, das sehe ich absolut so. Der PC wird nicht verschwinden, aber der Trend lautet «mobile First». Das heisst, das Mobiltelefon oder andere mobile Geräte werden für immer mehr Menschen zum Hauptdreh- und -angelpunkt ihrer digitalen Kommunikation und zur wichtigsten Schnittstelle zu IT-Umgebungen – ob im Privat- oder im Geschäftsleben.

**In der Praxis gibt es allerdings einen riesigen Graben zwischen den Generationen.**

Allerdings: Bis wir Erwachsenen die Spiele auf der Playstation verstehen, haben unsere Kinder die ersten Spiele längst fertig gespielt. Die digitale Revolution teilt die Gesellschaft in zwei Teile: in die Digital Natives und die Digital Immigrants. Die einen bewegen sich in der Informationstechnologie wie der Fisch im Wasser, für die anderen ist der Computer immer wie eine spät gelernte Fremdsprache.

**Was bedeutet dies für die Wirtschaft und die Gesellschaft?**

Es gibt heute und für die nächsten ein bis zwei Jahrzehnte generationenbedingt noch diese zwei Arten von IT-Benutzern. Für die IT ist das eine Herausforderung, denn Com-

putertechnologie innerhalb und ausserhalb von Unternehmen muss für beide Gruppen benutzbar sein. Neue, natürlichere Interaktionsmöglichkeiten, etwa ein Gespräch zu führen wie mit IBMs Watson, helfen uns aber, diese Kluft zu überwinden.

**Der Computer leistet denen, die ihn nicht verstehen, Entwicklungshilfe?**

Ich spreche lieber von Benutzerfreundlichkeit. Indem kognitive Computer ein bisschen mehr so denken wie wir, passen sie sich in ihrer Benutzung auch mehr an uns an.

**Über die Analyse der digitalen Datenflut – Stichwort Big Data – erhoffen sich Wissenschaftler und Industrie neue Möglichkeiten, um gesellschaftliche Herausforderungen in den Griff zu bekommen. Konkret liegt hier ein Risiko der Transparenz – und der Überwachung. Das zeigt der NSA-Skandal. Welche Konsequenzen hat dies für Gesellschaft und Demokratie: Gibt es im digitalen Zeitalter überhaupt noch eine Privatsphäre?**

Das Recht auf Privatsphäre ist ein Grundrecht. Wir als Gesellschaft müssen die neuen technologischen Möglichkeiten mit unserem Bedürfnis nach Privatsphäre in Einklang bringen. Technologisch ist das machbar. Am IBM-Forschungszentrum in Rüschlikon arbeiten wir zum Beispiel schon seit zwanzig Jahren an solchen technischen Möglichkeiten, die Privatsphäre auch im digitalen Umfeld zu schützen.

**Dennoch werden wir den Computern dank Cognitive Computing noch viel mehr persönliche Daten über unsere Krankheiten oder unsere Einkaufsvorlieben anvertrauen. Überträgt man dem denkenden Computer nicht zu viel Verantwortung?**

Lernende Computer sind und bleiben Hilfsmittel. Die menschliche Kreativität und die Fähigkeit, wirklich Neues zu schaffen, werden sie nicht erreichen.



*«Wir haben alle Ausgänge bewacht, Herr Kommissar, aber er entwichte uns durch einen der Eingänge!»*

**Wird am Schluss nicht der Computer über uns entscheiden? Werden wir Sklaven der Maschine?**

Ziel ist nicht, das menschliche Gehirn nachzubauen und menschliche Intelligenz mit künstlicher zu ersetzen. Vielmehr geht es darum, wie Mensch und Maschine in unserem Informationszeitalter noch besser kooperieren können. Maschinen werden eher rationale und analytische Aufgaben übernehmen. Erfahrung, Urteilsvermögen, Empathie, Moral oder Kreativität bleiben den Menschen vorbehalten.

**Wie tiefgreifend werden die Veränderungen in unserer Wirtschaft und Gesellschaft sein, die durch lernende Computer ausgelöst werden? War die Internetrevolution erst der Anfang?**

Jetzt – am Beginn der Ära kognitiver Systeme – können wir schon sagen: Grosse Veränderungen kommen auf uns zu. Das ganze Ausmass für den Markt und die Gesellschaft abzusehen, ist jedoch unmöglich. Was wir heute schon wissen, ist, dass das Zusammenspiel von Mensch und kognitiven Systemen ein einzigartiges Potenzial hat, den Fortschritt und den nachhaltigen Wohlstand weltweit massiv voranzutreiben.

**Wo stehen wir aktuell punkto Umsetzung des Cognitive Computing, und ab wann wird es für uns alle spürbar?**

Als wir Watson vor drei Jahren bei «Jeopardy!» haben antreten lassen, musste das gesamte TV-Studio in unser Forschungslabor bei New York verlegt werden – so gross und schwer war der Rechner. Seitdem hat sich viel getan, das System ist mittlerweile so gross wie drei Pizzakartons und 24-mal schneller als 2011. Watson ist heute als Cloud-Lösung verfügbar, was ganz neue Möglichkeiten und Anwendungsbereiche bietet, etwa in Form von Apps. Wir bezeichnen diese als Cognitive Apps oder kurz Cog Apps. Vor wenigen Monaten haben wir Watson für die App-Entwickler-Community geöffnet. Einige Entwickler wollen noch 2014 mit Apps auf den Markt, die auf Watson-Technologie basieren. Sie beschäftigen sich seit über vierzig Jahren mit allem, was mit Computern zu tun hat: **Wie prägt die Informationstechnologie langfristig die Welt von morgen?**

Ich sehe das Cognitive Computing als nächsten Quantensprung in der IT, und die Reise hat erst begonnen. Parallel zur Entwicklung von Cognitive Computing werden Computer allgemein sehr viel effizienter und leistungsfähiger. All dies führt dazu, dass wir Computer ganz anders wahrnehmen. Computer werden in unseren Alltag integriert sein, und wir werden sie so selbstverständlich benutzen wie Strom und Wasser.

Moshe Rappoport ist Trendforscher am IBM Research Laboratory in Rüschlikon.





WORLD PRESS PHOTO

14

KEYSTONE präsentiert

# World Press Photo 14

Ausstellung | 9. Mai – 1. Juni 2014

Folium – Alte Sihlpapierfabrik, Sihlcity Zürich

Mo – So 11 – 19 Uhr | Fr 11 – 21 Uhr

Änderungen der Öffnungszeiten vorbehalten

Informationen unter [www.keystone.ch](http://www.keystone.ch)

World Press Photo of the Year 2013 | John Stanmeyer, USA, VII for National Geographic  
Afrikanische Migranten strecken ihre Handys in die Höhe, um Signale von Verwandten im benachbarten Somalia zu empfangen, 26. Februar 2013. Djibouti ist Durchgangsstation für viele Migranten nach Europa und in den Mittleren Osten.

Veranstalter

**KEYSTONE**

Sponsoren



**Canon**

BAUMANN & CIE  
BANQUIERS

gdz

FOLIUM

Medienpartner

NZZamSonntag

persönlich



Die Schlacht bei Sempach, illustriert von Diebold Schilling

## Weltwoche-Expertenreise

# Schweizer Schlachten

Nach dem Erfolg des Sonderhefts «Die Schweizer Schlachten» veranstaltet die Weltwoche eine exklusive sechstägige Expertenreise. In Begleitung von ausgewiesenen Historikern führt sie uns an die Orte, an denen die heutige Eidgenossenschaft erkämpft wurde.

### Tag 1: Erste Befreiungsschläge

Individuelle Anreise bis Zug. Gemeinsame Busfahrt zum Ägerisee, Wanderung zum Sattel auf den Spuren der missglückten Habsburger-Expedition. Unterwegs Halt an der Schlachtkapelle Morgarten mit Hans Schilters Wandbild «Aufmarsch zur Schlacht» (1957). Weiterfahrt nach Schwyz ins Bundesbriefmuseum mit dem zweiten Bundesbrief von 1315. Am Rathaus fachkundige Erläuterungen zu Ferdinand Wagners Fresko zur Schlacht am Morgarten (1891). Währschaftes Mittagessen in Sempach, Halt am Denkmal des Winkelried. Besuch der Schlachtkapelle Sempach mit ihrem monumentalen Fresko. Anschliessend Fahrt nach Stans, Abendessen und Übernachtung.

### Tag 2: Ennetbirgische Expeditionen

Im historischen Zentrum von Stans Gespräch mit dem Nidwaldner Historiker Peter Keller, SVP-Nationalrat, Weltwoche-Autor und Autor des Weltwoche-Sonderhefts «Die Schweizer Schlachten». Auf dem Weg gegen Süden Halt in Altdorf am Tell-Denkmal und nach dem Gotthard an den Schauplätzen der «Battaglia dei Sassi Grossi» bei Giornico. Weiter nach Bellinzona, dessen drei Burgen die Bedeutung des einstigen Durchgangspunktes auf der Nord-Süd-Achse veranschaulichen. Besuch des einst Castello d'Uri genannten Castelgrande. Zum Abendessen echte Tessiner Kost in der schönen Altstadt und Übernachtung.

### Tag 3: Jähres Ende der eidgenössischen Expansion

Am Morgen Aufbruch in Richtung Italien und Melegnano. In Chiasso treffen wir ein Mitglied der Stiftung Pro Marignano zum Gespräch. Im verlassenen mailändischen Weiler Mezzano finden wir auf dem ehemaligen Schlachtfeld die Überreste des Beinhauses, wo gefallene Eidgenossen der «Battaglia dei Giganti» ruhen. Zwischenstopp in Novara, wo der Reisläufer Hans Turmann den Mailänder Herzog Sforza verriet – geschichtliche Führung, Espresso auf der Piazza delle Erbe. Abfahrt Richtung Domodossola, Abendessen und Übernachtung am Ortasee.

### Tag 4: Rückfahrt durch die Epochen

Durch das Val d'Ossola Fahrt über die Grenze Richtung Simplonpass. In Gondo Besuch des Stockalperturms. Halt bei der Alten Kaserne an der Napoleonstrasse und beim Simplon-Adler: 1944 nach Plänen von Erwin Baumann errich-



Schlachtkapelle auf dem Sattel



Zeugen der Vergangenheit – die Burgen von Bellinzona



Die Basilika San Gaudenzio in Novara



Wehrhafte Eidgenossen



Blick über die Altstadt von Murten

tet von Soldaten der Gebirgsbrigade 11 unter der Leitung von Josef Minnig. Nach einem Walliser Apéro in Brig fachlich geführter Rundgang durch den barocken Stockalperpalast, einst prächtigen Wohnsitz des gewieften lokalen Frühkapitalisten. Zu Mittag Walliser Küche, z.B. ein Munder-Safran-Risotto. Weiterfahrt nach Bern und Übernachtung.

#### Tag 5: Geburtsstunde der Helvétie

Fahrt nach Fraubrunnen zum ehemaligen Kloster, Rekonstruktion der Ereignisse auf dem Tafelfeld durch den begleitenden Referenten. Kafipause im Gasthof, wo schon Napoleon rastete. Weiter nach Moosseedorf zum Grauholzdenkmal, zu den Schauplätzen der Niederlage von 1798. Mittagessen im «Alten Tramdepot» in Bern. Spaziergang zum Münster und seiner Tafel der 702 Gefallenen – davon zwei Frauen – beim Franzosenangriff. In Neuenegg zum Denkmal mit der Inschrift «Den Kampf gewonnen, das Vaterland verloren», anlässlich des nutzlosen Sieges nach der Kapitulation Berns. Am späten Nachmittag Ankunft in Murten und Übernachtung. Fakultativer Besuch der Freilichtinszenierung «1476» (weitere Infos zur Aufführung unter [www.1476.ch](http://www.1476.ch), nur buchbar auf der Reise im Juni, keine Vorstellungen im September).

#### Tag 6: Murtenschlacht

Rundgang durch die Altstadt mit ihren Laubengängen, der Ringmauer, dem Schloss, den Kirchen und dem deutsch-reformierten Pfarrhaus, Geburtsort von Jeremias Gotthelf. Ausserhalb der Stadt Gang zu den Originalschauplätzen der Schlacht um Murten: Grünhang, Bodenmünzi, Greng oder Muntelier. Gemeinsames Mittagessen am See zum Abschied, individuelle Heimfahrt.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Expertenreise für Weltwoche-Leser

#### Die Schweizer Schlachten Sechstägige Reise durch die Schweiz und nach Italien

15.–20. Juni 2014 / 18.–23. September 2014

#### Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 2250.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2550.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 350.–

#### Inbegriffene Leistungen

- 5 Übernachtungen in guten Mittelklassehotels
- Halbpension gemäss Programm
- Fahrt im komfortablen Reisedecko
- Tägliche Vorträge und Führungen durch Historiker
- cotravel Reiseleitung

#### Nicht inbegriffen

Getränke, Trinkgelder, Versicherungen, persönliche Auslagen. Einzelzimmerzuschlag.

#### Anmeldung

[www.weltwoche.ch/reise](http://www.weltwoche.ch/reise) oder Tel. 061 308 33 00.  
Max. Teilnehmerzahl pro Reise: 30 Personen.  
Programmänderungen vorbehalten.

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Agentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)). Telefon: 061 308 33 00  
E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





*Spanisches Olivenöl*: Penélope Cruz.



## Das 007-Gerücht

Von Daniele Muscionico

Ist sie es, ist sie es nicht, das nächste Bond-Girl? Gerüchte, nichts als Gerüchte – ähnlich jenem, dass diese Frau vor kurzem vierzig Jahre alt geworden sein soll. Spanisch muss einem die Zahl vorkommen, wenn man bedenkt, dass dieses Bild kaum zwei Jahre alt ist. Wobei wir natürlich wissen, dass dem Schwarzen Panther bis zur Vollendung seiner ausgeklügelten Sitztechnik mit Pixel-Botox auf die Läufe geholfen worden ist.

Denn so sollen wir sie kennen, Spaniens spanischste Spanierin: die Lippen schwungvoll wie die Provinz Extremadura, ihre Kurven die Topografie galicischer Berge, die Nase der Vorsprung von Gibraltar. Das ist Penélope Cruz, Inbegriff eines Hollywoodstars, den man rechtzeitig vor Hollywood gerettet hat. Und der sie rettete, war kein Geringerer als ihr Mentor, Pedro Almodóvar.

Penélope Cruz soll also am 28. April vierzig Jahre alt geworden sein. Gratulation dafür und für noch mehr: Cruz ist nicht nur die erste spanische Oscar-Preisträgerin, sie ist auch eine, die den Balanceakt schafft. Kaum eine andere Schauspielerin pendelt so leicht hin zwischen Hollywood-Glamour und internationalem, vor allem europäischem Autorenkino.

Auch an Glaubwürdigkeit ist diese Frau kaum zu überbieten. Selbst ohne die bombastische Oberweite von Mamma Loren zu besitzen, die ja ihre Schönheit einzig dem Genuss von Pasta verdankt, wie sie behauptet – Cruz würde man abkaufen, wenn sie bekanntgäbe, dass ihre Wirkung von spanischem Olivenöl herrührt, äusserlich und innerlich angewandt, natürlich. Natur pur und sonst gar nichts.

Denn wir glauben dieser Frau einfach alles. Auch, dass ihre vielen Beziehungen zu wichtigen Schauspielerkollegen so absichtslos waren wie ein Kinderspiel. Denn sie hatte sie alle, für kurze Zeit zumindest: Tom Cruise oder Matthew McConaughey, «The Sexiest Man Alive» damals, und das sind nur die beiden offiziell von der Fachpresse Registrierten.

Eines ist dieser Frau aber entschieden hoch anzurechnen. Sie hat es geschafft, sich von ihrem Image eines *love interest*, eines exotischen Anhängsels mit verführerischem Akzent, zu emanzipieren. Dafür ist man ihr dankbar und sieht ihr auch nach, dass sie mit Gerüchten aus ihrem Füllhorn schöner Fantasien so freizügig ist, wie andere mit ihrem Körper auf der Leinwand. Obwohl, freizügig ist sie dort ja auch. Gibt es denn etwas, was sie nicht ist?

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (9) **Martin Walker:** Reiner Wein  
(*Diogenes*)
- 2 (2) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene María (*Diogenes*)
- 4 (3) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (4) **Andrea Camilleri:** Der Tanz der Möwe (*Bastei Lübbe*)
- 6 (5) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 7 (6) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (–) **Ildikó von Kürthy:** Sternschanze (*Wunderlich*)
- 9 (7) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 10 (–) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 3 (2) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 4 (6) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (5) **Annemarie Wildeisen:** Meine Expressküche (AT)
- 6 (7) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 7 (–) **Gilbert Gress, Christophe Ehrenzeller:** Mein Leben für den Fussball (*Giger*)
- 8 (9) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien wir kommen! ... (*Weltbild*)
- 9 (8) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 10 (10) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Delnon

Selbstkritik zu üben gehört in der Regel nicht zu den Stärken von Theaterdirektoren. Schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Georges Delnon, abtretender Direktor des Theater Basel, ist eine Ausnahme. In der aktuellen Ausgabe der hauseigenen *Theaterzeitung* gesteht er sein Scheitern in der Sparte Schauspiel ein: «Ich bin natürlich nicht zufrieden mit diesen acht Jahren. [...] Tatsache ist, dass wir einfach zu viele Produktionen hatten, die nicht die notwendige künstlerische Qualität hatten.» Delnon präsentiert sich zu seinem Abschied noch einmal als Zweifler, als Grübler, der seine Schwächen nicht zu kaschieren versucht. So selten diese Charaktereigenschaften im Theater auch sind, sie sind der Grund, weshalb Delnon, trotz Erfolgen in der Oper, als Theaterdirektor in Basel acht Jahre kaum fassbar geblieben ist. (rb)

## Musik

# Strauss' liebes Zornbrötlein

Richard Strauss, der vor 150 Jahren geboren wurde, stand zeitlebens unter dem Pantoffel seiner streitsüchtigen Ehefrau Pauline. Für das Werk des Komponisten war sie ein Glücksfall. Von Michael Klonovsky

Die Uraufführung des «Rosenkavaliers» am 26. Januar 1911 war ein Ereignis von europäischem Rang. Auf dem ganzen Kontinent berichteten die Zeitungen über die neue Oper von Deutschlands berühmtestem Komponisten. In der Dresdner Semperoper besprachen Richard Strauss und Dirigent Schuch gerade die letzten Details der Aufführung, als Pauline Strauss hereinmarschierte und verkündete: «Genug geredet, Richard, komm mit in die Prager Strasse, ich brauch noch was auf den Kopf!» Ohne Widerrede folgte Strauss seiner Frau zum Hutkauf. Diese Begebenheit ist symptomatisch für eine der bizarrsten Ehen der Musikgeschichte. Fast sechzig Jahre stand der Komponist unter der Fuchtel seiner herrischen, launischen Frau.

Pauline war die Tochter des bayrischen Generalmajors Adolf de Ahna. Strauss lernte sie im August 1887 in der Villa der Familie Pschorr am Starnberger See kennen. Pauline war sehr musikalisch, ihr Sopran galt als überdurchschnittlich. Später sollte sie einige der grossen Partien Wagners und Mozarts singen, sie debütierte 1890 als Pamina in Weimar und trat bei den Bayreuther Festspielen auf. Als Sängerin hatte sie eine solide Karriere vor sich, gleichwohl zog sie sich mit 34 Jahren von der Bühne zurück.

Die Liaison begann damit, dass Strauss ihr Gesangslehrer wurde. Dass es zwischen der Sopranistin und dem Dirigenten «gefunkt» hatte, erfuhr die Öffentlichkeit auf eine für ihr späteres Verhältnis typische Weise: Bei einer Orchesterprobe von Strauss' erster Oper «Guntram» in Weimar – Pauline sang die weibliche Hauptrolle, der Komponist dirigierte – kam es zum Streit, der damit endete, dass die Sängerin mit dem Klavierauszug nach dem Dirigenten warf. Sie traf nur den Zweiten Geiger und verliess wütend die Szenerie; Strauss folgte ihr in die Garderobe, aus welcher Paulines Gezeter ertönte. Als Strauss wieder herauskam, erklärte der Sprecher der Musiker, das Orchester sei entsetzt über das Benehmen von Fräulein de Ahna und seinem verehrten Dirigenten schuldig, fortan die Mitwirkung an jeder Oper zu verweigern, an der ihr eine Partie übertragen sei. Das sei schade, erwiderte Strauss lächelnd, denn er habe sich mit dem Fräulein soeben verlobt.

Als attraktiv konnte Pauline kaum gelten; sie war von bajuwarisch-rustikaler Art. Die meisten Fotos zeigen eine Person mit groben, wenig femininen Zügen. Es muss etwas anderes gewesen sein, das Strauss an ihr faszinierend fand.

Paulines Selbstbewusstsein war kolossal. Sie sprach mit vernichtender Taktlosigkeit aus,

was sie gerade dachte, und war derb bis brüsk im Umgang mit jedem. Es ist bezeichnend, dass Strauss' kongenialer Librettist Hugo von Hofmannsthal Besuche in Garmisch und Visiten des Ehepaars Strauss bei sich nachdrücklich zu vermeiden suchte. Auch Hofmannsthals Nachfolger Joseph Gregor, der vom Glück, für den Komponisten arbeiten zu dürfen, überwältigt war, zog es vor, Strauss nicht zu besuchen.

Anekdoten über Paulines Ausraster gibt es zuhauf. Harry Graf Kessler notierte am 21. Februar 1910 in sein Tagebuch, er habe nach einer Berliner «Elektra»-Aufführung mit Hofmannsthal, Straussens und anderen im «Kaiserhof» soupiert. «Frau Strauss hatte wieder einen ihrer halbhysterischen Unartigkeits-Anfälle.» Während er Strauss vom alten Frédéric Delair erzählte, einem berühmten Pariser Gastronomen, «unterbrach sie mich schreiend: «Der ist ja längst tot, längst tot, bis Sie die Geschichte zu End' haben! Na ja, wenn einer eine so fade Geschichte' so langsam erzählt! Seht euch lieber das Mastschwein da an ...» (mit dem Finger auf einen ziemlich korpulenten Leutnant an einem Nachbartisch zeigend) [...]. Nun seht doch, jetzt wirft mir das Mastschwein ganz verliebte Blicke zu. I glaub wirklich, er kommt und setzt sich an unseren Tisch.» Strauss sei abwechselnd blass und rot geworden, schreibt Kessler, habe aber nichts gesagt. «Sie soll ihm einmal, als er ihr bei einer ähnlichen Szene Vorwürfe machte, vor allen Anwesenden laut zugerufen haben: «Noch ein Wort, Richard, und ich geh' auf die Friedrichstrass' und nehm mir den ersten Besten.»

### Ehe als Masochismus

Eine Stunde sei sie mit Frau Strauss zusammen gewesen, vertraute wiederum Ida Dehmel, die Frau des Dichters Richard Dehmel, ihrem Tagebuch an. «Was sie in kurzer Zeit Wildfremden gegenüber an Taktlosigkeiten, Indiskretionen und Unbildung zu Tage förderte, das ist der Tiefstand alles dessen, was ich bei Frauen erlebt habe. «Ja, die Männer, die Hauptsach' is, dass mer's an der Strippe halt'n.» Dabei machte sie eine Bewegung, als hielte sie die Zügel in der einen Hand, in der anderen eine Peitsche.»

Zu Hause war Pauline allmächtig. Sie trug einen grossen Schlüsselbund an einer Kette und setzte alles hinter Schloss und Riegel. Der Komponist Edward Elgar, der Strauss in Garmisch besuchte, nahm pikiert zur Kenntnis, dass Pauline sogar die Manuskripte ihres Mannes unter Verschluss hielt. Pauline bestimmte Richards Tagesablauf, wählte seine Garderobe aus und



«Du kriegst nix mehr – wir haben Krieg!»: Ehepaar Strauss mit Sohn Franz.

schrieb seine Ernährung vor. Der Bariton Hans Hotter war mit seiner Frau 1943 zum Essen eingeladen, die Hausherrin kredenzte Suppe mit den Worten: «Wir leben zwar in schweren Zeiten, aber ich habe ein gutes Essen gemacht.» Sie fragte die Gäste, ob sie Nachschlag wünschten, und füllte die Teller erneut. Strauss sagte schüchtern, er wolle auch, darauf fuhr sie ihn an: «Du kriegst nix mehr – wir haben Krieg!»

Gustav Mahler, Strauss in einer heiklen Freundschaft verbunden, empfand dessen Ehe als Masochismus. Einmal war er masslos verärgert, weil Strauss ein Konzert von ihm nicht besucht hatte, obwohl er in der Nähe logierte, bis ihm der wahre Grund aufging: «Höchstwahrscheinlich, wie ich es jetzt überschaue, hat es ihm Pauline nicht erlaubt!», schrieb er fassungslos an seine Frau. Bei der Premiere von Strauss' Oper «Feuersnot» in Wien sass Pauline in Mahlers Loge. «Sie tobte die ganze Zeit: Niemandem könne dieses Machwerk gefallen», notierte Alma Mahler, nicht ein einzi-

ger Ton in der Oper sei von Strauss, «alles sei gestohlen, von Wagner, von vielen anderen». Nach der Aufführung wollte man sich im Restaurant «Hartmann» treffen, doch Pauline weigerte sich und fuhr ihren Mann an: «Ich gehe nicht mit dir, du bist mir zu schlecht.» Sie wolle ins Hotel – allein. Ob er sie denn nicht begleiten dürfe, habe Strauss gefragt. «Zehn Schritte hinter mir, sonst nicht!» Als der Komponist später «sichtlich erschöpft» in das Restaurant kam, entschuldigte er sich: «Mei Frau ist oft arg ruppig, aber wissen S', i brauch des.»

Was genau brauchte Strauss? Der Mann, der die harmonischen und klanglichen Exzesse von «Salome» und «Elektra» erdacht hatte, schuf seine Werke mit der gleichförmigen Unaufge- regtheit eines Handwerkers. Er setzte sich zu festen Zeiten an seinen Schreibtisch und machte dort weiter, wo er am Vortag aufgehört hatte. Das genialische, in rauschhaften Schüben sich vollziehende Schaffen lag ihm fern. Strauss war nicht nur als Mensch, sondern auch als Kompo-

nist, rein äusserlich betrachtet, ein Spiesser. Sein Leben bestand aus Dirigieren und Komponieren, ansonsten verlief es eher ereignisarm. Durch ihre Unberechenbarkeit durchbrach Pauline seine Routine und Disziplin, die sie als sein Zerberus zugleich gewährleistete. Sie schirmte ihn ab und hielt ihn auf Trab. Offenbar brauchte er sein «liebes Zornbrötlein» als Stimulans wie Schiller die fauligen Äpfel in seinem Schreibpult.

### Seelenkonflikte im Herzen

Strauss sagte dazu: «Nach meiner Erfahrung setzt bei grossen Erregungen, Ärger oder Zorn eine besonders lebhaftige Tätigkeit der künstlerischen Phantasie ein. Nicht, wie oft geglaubt wird, nach sinnlichen Eindrücken, Naturschönheiten, feierlichen Stimmungen.» Der Sängerin Lotte Lehmann gestand er: «Die Bewunderung der ganzen Welt interessiert mich weniger als ein einziger Wutanfall von Pauline.» Über das von ihm selbst verfasste Libretto zur Oper «Intermezzo», in der ein gutmütiger Hofkapellmeister Robert Storch und dessen zänkische Frau Christine die Hauptrollen spielen (Pauline kommt in einigen seiner Werke vor, aber nirgends so deutlich), schrieb er an Hofmannsthal: «So harmlos und unbedeutend die Anlässe zu diesem Stück sind, so sind doch, was durch sie hervorgerufen wird, schliesslich immer noch die schwersten Seelenkonflikte, die in einem Menschenherzen sich bewegen können.»

Viele Zeitgenossen hatten Schwierigkeiten, den Künstler und die Person Strauss unter einen Hut zu bringen. Überdies bezeugte sein Desinteresse an menschlichen Schicksalen eine erhebliche Empathieunfähigkeit. So komponierte Strauss mitten im Ersten Weltkrieg seine «Alpensinfonie» und widmete sich, während der Zweite Weltkrieg tobte, in «Capriccio» der Frage, ob in der Oper die Musik oder der Text den Vorrang verdiene. Die Tragödien in seiner Umgebung liessen ihn kalt. Anscheinend konnte er nur in Tönen (mit)empfinden, und womöglich war Pauline der einzige Mensch, der immer wieder durch sein dickes Fell drang.

Strauss starb am 8. September 1949 und wurde drei Tage später unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Münchner Ostfriedhof begraben. Wie er es sich gewünscht hatte, erklang der Trauermarsch aus Beethovens «Eroica», nach den Reden folgte das Schlussterzett aus dem «Rosenkavalier». Am Ende sank Pauline schluchzend von ihrem Stuhl und rief immer wieder: «Richard! Richard!»

Alle Versuche, Pauline zu trösten, waren vergeblich. Sie beschwerte sich nie mehr über irgendjemanden. Eines Nachts wurde sie unterkühlt und halb bewusstlos im Sterbezimmer ihres Mannes gefunden. Am 13. Mai 1950, acht Monate nach Strauss' Tod, folgte sie ihm nach. Neun Tage später fand in London die Uraufführung der «Vier letzten Lieder» statt. Wie viele seiner Lieder waren auch die vier letzten eine Huldigung an die Frau seines Lebens. ○

# Der Raffael von Kloten

In einem Zürcher Safe schlummert eine Madonna. Geschaffen habe sie Raffael, sind die Besitzer überzeugt. Nun treten sie erstmals an die Öffentlichkeit. Von Urs Gehriger und David Willen (Bilder)

Ein nasser Morgen Ende April, es giesst erbarmungslos, noch einmal lässt eisiger Wind einen erschauern. Drinnen, in einem bunkerartigen Gebäude bei Kloten, hingegen scheint die Sonne. Vor einer Betonwand strahlt sie: die heilige Maria, Muttergottes, Königin des Himmels und der Welt. «Sie können sie noch ein bisschen draussen lassen», sagt Hanspeter Sigg zum Tresormeister. «Wir wollen sie noch einmal anschauen.»

Claudia Sigg-Farner und Hanspeter Sigg haben den Safe öffnen lassen, haben ihren Schatz aus der Kiste geholt. Fünfhundert Jahre alt ist er, ein Gemälde, Öl auf Leinwand, 82 auf 119 Zentimeter. Es zeigt eine Maria, blond und von edler Blässe, belebt von eigenartig erhabener Schönheit. An ihrer Seite: Johannes mit dem Kreuzstab, ehrerbietig vor dem Jesusknaben, der sich an Marias Knie schmiegt. Das Spiel der Blicke geht von Johannes zu Jesus, von diesem zu Maria, begleitet von einer Geste, als wolle das Büblein seiner Mutter die Situation erklären. Unten im Mantelsaum, nur mit Stablampe erkennbar, eine Inschrift: «RAPHAELLO V.» – Raffael von Urbino.

Ein Raffael in Kloten! Ist er echt? Die Besitzer sind davon überzeugt, ebenso eine Reihe von Gutachtern, die das Bild in den letzten achtzig Jahren geprüft haben. Haben sie recht? Es wäre eine Sensation.

## Sterblicher Gott, früh verglüht

Raffaello Santi (1483–1520) aus Urbino: «Schoskind des Glücks», «sterblicher Gott» – welcher Name wurde ihm nicht zgedacht, um seine Genialität zu apostrophieren. Nach Leonardo und Michelangelo setzt Raffael der Hochrenaissance die Krone auf. Er verzaubert und verführt Rom, den Papst, Frauen, die ganze Welt. Als Bauleiter des Petersdoms und Aufseher über die römischen Antiken wird er zum Matador der Künste in der Ewigen Stadt. Inmitten Musen und Dichtern steigt er auf zum leuchtendsten Stern am Firmament, wo er durch atemloses Schaffen und rastlose Libido sämtliche Kräfte aufbraucht und früh, im Alter von 37 Jahren, verglüht. «Die Grundstimmung seines Wesens ist lyrisch», schreibt der Rom-Historiker Gregorovius über den Meister, «sein Reich der formschöne Schein des Lebens, worin alle Dissonanzen in Harmonie gelöst sind.»

Es sind seine Madonna-Kompositionen, in welchen Raffaels Harmonie mit der intensivsten Leuchtkraft zum Ausdruck kommt. Und diese Madonna im Klotener Safe, so viel steht

auf den ersten Blick fest, vermittelt akkurat diese Atmosphäre. Seit 150 Jahren ist sie im Besitz der Familie. Der Winterthurer Grosskaufmann und Kunstsammler Jakob Weiss-Sulzer (1817–1879) ersteigerte das Gemälde in einer Auktion in Wien. Es stammt aus dem Besitz der verarmten Genueser Dogenfamilie Cambiaso. Finanznot zwingt diese 1866 zum Verkauf.

Jahrzehntelang war das Bild im familien-eigenen Palazzo der Cambiaso in Genua der kunstinteressierten Öffentlichkeit zugänglich. Als Meisterwerk und Original Raffaels «von seltener Vollendung» wird es im Genueser Stadtführer von 1780 gepriesen. Doch der Kunstwelt entgeht nicht, dass das Genueser Exemplar in Komposition und Ausdruck der «Belle Jardinière» im Pariser Louvre zum Verwechseln ähnlich sieht.

Hat Jakob Weiss-Sulzer eine Kopie erstanden? Kopien grosser Werke sind damals in Mode bei Sammlern und Schöngestern. Weiss-Sulzer war sich gewiss, einen echten Raffael erstanden zu haben, sind die Erben überzeugt. «Er hat dafür einen hohen Preis von 20 000 Goldgulden bezahlt, der daraufschliessen lässt, dass das Bild als echter Raffael angeboten worden war», sagt Claudia Sigg-Farner, Ururenkelin des Käufers. Dies entspricht einem heutigen Wert von 5 bis 10 Millionen Franken.

Nach Jakob Weiss-Sulzers Tod verlieren die Nachkommen das Interesse an dessen Kunstsammlung. Im Zuge familiärer Wirren gerät die

## «Leo, dem huldreichen Papst, zu seiner Krönung gewidmet von Raffael aus Urbino.»

Madonna in Vergessenheit. Erst 1924, als zum ersten Mal eine Erbteilung stattfinden soll, rückt die Frage nach der Autorschaft in den Mittelpunkt des Interesses. «Das Bild war verdunkelt vom Alter, Staub sass in den Krakelüren, die Farben waren stumpf», hält die Familienchronik über das Bild fest. Doch nach oberflächlicher, dilettantischer Reinigung schimmert Raffaels Signatur durch Schmutz und Dreck. Und eine Reihe rätselhafter Lettern an Marias oberem Mantelsaum.

Zwei Enkelinnen Jakobs, Melanie und Rosy, machen sich auf Spurensuche. 1931 reisen sie in den Louvre, die Stätte der «Belle Jardinière», und lassen ihre Madonna prüfen. Eine mikrochemische Analyse ergibt, dass in der originalen Malschicht kein einziger Werkstoff



Bringen den Louvre in Erklärungsnot: Claudia





Sigg-Farner und Hanspeter Sigg mit der «Madonna Leo X».

enthalten ist, der zu Lebzeiten Raffaels nicht verwendet worden wäre. Ein Anfang war also gemacht. Doch von einer Handschrift Raffaels wollte der Louvre nichts wissen. Im Schlusssatz des Museums-Gutachtens heisst es: «Das Maximum, das man zugeben kann, ist die Ausführung des Bildes Weiss im Atelier Raffaels unter seiner Anweisung, aber ohne dass er selber Hand daran gelegt hat.»

Ein niederschmetterndes Verdikt. Doch Melanie und Rosy denken nicht daran, die Madonna wieder einzumotten. In den folgenden Jahren reisen die zwei Schwestern um die halbe Welt: Paris, Grossbritannien, Italien, bis nach New York – stets das Bild im Gepäck, behutsam verpackt in einer massiven Holzkiste. Bibliotheken werden besucht, Museen konsultiert. Im Polizeihauptquartier am Berliner Alexanderplatz lassen die Geschwister sogar nach Raffaels Fingerabdrücken suchen. Vergeblich. Es fehlen Vergleichsmöglichkeiten.

Dennoch konnten die Geschwister früh einen ersten Erfolg verbuchen. 1932 unterzog Professor Alexander Eibner, Vorstand der Versuchsanstalt für Maltechnik an der Technischen Hochschule in München, das Bild einer werkstofflichen und Ultraviolettuntersuchung. In seinem fünfzigseitigen, akribischen Gutachten zeigt sich Eibner von der Echtheit überzeugt.

#### Ein besonderes Präsent

Es gelingt ihm, die mysteriösen Buchstaben im oberen Gewandsaum zu entschlüsseln: «LEONI P.O.M. I.R.V.», lautet die Inschrift. Eibner erkennt einen «unzweideutigen Widmungstext», den er wie folgt entziffert: «LEONIPONTIFICI OPTIMO MAXIMO INSTAURATUM RAPHAELURBINAS». Auf Deutsch: «Leo, dem huldreichen Papst, zu seiner Krönung gewidmet von Raffael aus Urbino». Das Bild, so kommt Eibner zum Schluss, sei zum Festumzug nach der Krönung Leo X. hergestellt worden. Dieser fand am 11. April 1513 statt. Somit war das Bild erstmals datiert.

Raffael und die Päpste – eine innige Beziehung verbindet sie. Er veredelte sie. Sie vergötterten ihn. Mit Giovanni de' Medici, dem späteren Papst Leo X., pflegt er bereits seit Jugendjahren eine enge Freundschaft. Unter seiner Regentschaft wird Raffael Bauleiter des Petersdoms und Kurator der antiken Denkmäler. Nichts liegt näher, als dass Raffael dem frischgewählten Papst ein besonderes Präsent widmen würde.

Doch stammt die Widmung tatsächlich von ein und derselben Hand, die auch das Bild gemalt hatte? Könnte es nicht sein, dass sie später aufgetragen wurde, um dem Gemälde eine besondere Bedeutung – und dadurch eine markante Wertsteigerung – zu verleihen?

Eibners Laboranalyse räumt diesen Zweifel aus: Widmung und Signatur befinden sich beide unter dem ersten Firnis (transparenter Überzug zum Schutz von Gemälden). Beide



Blick vom Vatikan: Silhouette Roms.



Signatur des Meisters: «RAPHAELLO V.»

sind also original und nicht später hinzugefügt worden. Ausserdem sind sie von derselben Hand gefertigt. Sie weisen akkurat denselben Schriftcharakter auf wie weitere – vom Louvre analysierte – Originale Raffaels: ein kreisrundes «O» und ein breitlaufendes, ins Quadrat eingeschriebenes «N».

Damit bricht die Indizienspur noch nicht ab: Eibner entdeckt im Zuge seiner Analyse diverse Pentimenti – Nachbesserungen während des Malvorgangs –, was auf einen kreativen Malvorgang hinweist, nicht auf simple Kopistenarbeit. Auch sie befinden sich unter dem ersten Firnis. Ebenso stellt Eibner Frühschwundrisse fest, die auf eine rasche Arbeitsweise hinweisen. Die Sedisvakanz – die Zeitspanne vom Tod eines Papstes bis zur Amtsübernahme des Nachfolgers – betrug lediglich 49 Tage. Das Bild musste also in Eile hergestellt werden.

Für Eibner steht fest, die Zürcher Madonna ist «keine Copie der Jardinière». Seine Analyse bestätigt die Authentizität des Bildes. Um dessen Besonderheit zum Ausdruck zu bringen, nennt er das Bild «Madonna Leo X» – der Name, den sie bis heute trägt. Doch die Erb-familie bleibt vorsichtig. «Die Expertise Eibner berechtigte immerhin, an die Möglichkeit eines Originalwerkes zu glauben», schreibt die Erbenkelin Melanie Hasler-Bertschinger in ihrer Chronik. «In diesem Fall musste also das Bild existiert haben seit der Zeit Leos X. Es war angezeigt, die Spuren dieser Existenz zu suchen.»

Von neuem machen sich die Geschwister Melanie und Rosy auf die Suche. Mit Erfolg. Es gelingt, den Weg ihres Bildes bis zu Leo X. lückenlos zurückzuverfolgen: Vor seinem Tod 1521 schenkt der Papst das Gemälde seinem Nef-

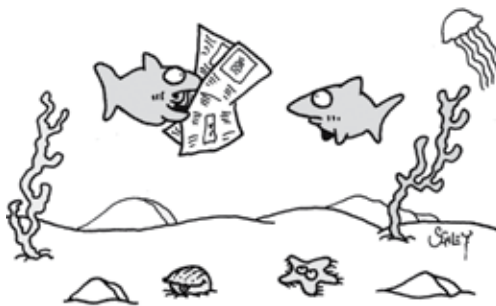


Mysteriöses im Mantelsaum: Papst-Widmung.

fen Innocenzio Cibò, der es 1527 vor der Plünderung während des Sacco di Roma zu den Fürsten von Massa in Sicherheit bringt. Diese halten es bis 1731 in Ehren und verkaufen es dann der Dogenfamilie Cambiaso nach Genua, aus dessen Besitz es schliesslich an der Wiener Auktion 1866 in die Hand der heutigen Besitzerfamilie wechselt.

Trotzdem blieb dem Bild die Anerkennung in der Kunstwissenschaft versagt. «Als private Besitzer, die das Bild nicht dem Handel preisgeben wollten, stiess die Familie aber bei der weiteren Abklärung auf zunehmende Schwierigkeiten, einen unabhängigen, kompetenten Begutachter zu finden», hält Melanie Hasler-Bertschinger in der Chronik fest. «Es gab wohl in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wenig grosse Städte, in denen nicht unterirdische Verbindungen bestanden zwischen Handel und Kunstwissenschaft.»

Trotz sechs weiteren positiven Gutachten hat sich an dieser vertrackten Situation bis heute nichts geändert. Die Kunstwelt mauert. Doch



«Der Wetterbericht sagt, es bleibt nass.»

das Bild lässt die Besitzer nicht ruhen. Mit Claudia und Hanspeter Sigg hat sich die dritte Generation ans Werk gemacht. Nach Jahren geschäftiger Berufstätigkeit – sie als Fachärztin für Tropenkrankheiten in Zürich und Zentralafrika; er als Rechtsanwalt und Kinounternehmer – begann sich das Ehepaar in den letzten Jahren vertieft mit ihrer Madonna zu beschäftigen. Hanspeter Sigg entwickelte dabei eine detektivische Passion. Ausgangspunkt und Referenz seiner Jagd nach Spuren ist ihm jenes Bild, in dessen Schatten die «Madonna Leo X» seit je steht: die «Belle Jardinière» in Paris.

Louvre. Erster Stock, Südflügel, Saal 5, direkt neben dem linken Eingang zur «Mona Lisa», hier hängt sie, «die schöne Gärtnerin». Auch sie leuchtet, selbst hinter dickem Abdeckglas und mitten im Trubel der Touristengruppen, die im Fünfminutentakt vor dem Gemälde aufmarschieren und auf Französisch, Amerikanisch, Chinesisch Begeisterung bekunden: «merveilleux», «fantastic», «miàojíle».

### «Finger wie Krallen»

Auch diese Madonna wirkt besänftigend auf den Betrachter, auch sie ist erhaben. Hinter dem ersten Eindruck der Natürlichkeit erkennt man allerdings bald unharmonische Gebärden, Körperphrasen sozusagen, aufgesetzt und unnatürlich. Marias Antlitz wirkt müde, ohne Wunsch und Willen. Bei aller Schönheit ist sie weniger vergeistigt als die Klotener Madonna und andere Madonnen Raffaels. Ihr Ausdruck ist nicht unwillkürlicher Reflex zu ihrem Sohne, sondern lediglich dessen Beigabe. Das Dreigespräch zwischen den Figuren scheint gestört.

Auffallend ist ferner die verkrüppelte Hand des Jesusknaben. Bereits Eibner hatte festgestellt, dass die Finger «zu kurz» sind und «wie Krallen» erscheinen. Johannes' Mund und Nase sind ebenfalls deformiert. Das linke Auge, das eigentlich mit Jesus in Kontakt treten sollte, hat kein Blickziel. Auch Marias rechte Hand wirkt wie abgestorben, sie greift nicht in den Körper des Jesus, stützt ihn nicht wie in der Zürcher Version. Im ganzen Gemälde erkennt man wohl Raffaels Technik, aber man findet wenig, was an dieser Technik gewachsen wäre.

Offensichtlich liegt zwischen beiden Gemälden ein künstlerischer Qualitätssprung. Detailanalysen der Farbschichten bei der «Madonna Leo X» haben ergeben, dass während des Malprozesses viele Korrekturen vorgenommen wurden, sogenannte Pentimenti (Reuezüge). Offenbar war die Komposition (wie damals üblich) mittels Punktionskarton übertragen worden – mit derselben Vorlage, die bereits für die «Belle Jardinière» verwendet worden war. Denn die Skizze unter den Deckfarben weist dieselben Makel wie bei der «Belle Jardinière» auf, welche aber in einem zweiten Arbeitsgang ausgebessert wurden.

Merkwürdig auch der Bildhinweis im Louvre. «Weder die Identität des Auftraggebers noch

die Umstände, unter welchen «La Belle Jardinière» in die königliche Sammlung aufgenommen wurden, sind bekannt.» Mit anderen Worten: Während die «Madonna Leo X» lückenlos bis zum ersten Besitzer zurückverfolgt werden kann, sind bei der «Belle Jardinière» nicht nur die Umstände der Entstehung unbekannt, es fehlen auch Zeugnisse für die ersten Jahrzehnte ihrer Existenz. Fest hält der Louvre indessen am Entstehungsjahr 1507. Es ist auf dem Bild aufgemalt. Doch auch dies ist nicht ganz gewiss. Es könnte auch 1508 sein. An der Echtheit hingegen lässt der Louvre keine Zweifel aufkommen. Die «Gärtnerin» stamme einzig und allein von einer Hand, derjenigen Raffaels.

Worauf stützt sich das Museum? Auf sein eigenes Labor: «Gemäss den Analysen unseres Labors sind die Inschriften original», schreibt der Direktor der Gemäldeabteilung 2007 in einem knapp formulierten Brief an die Familie Sigg. Gutachten über die «Belle Jardinière» sind der Öffentlichkeit allerdings nicht zugänglich. Was hingegen die «Madonna Leo X» betreffe, so der Louvre weiter, weise diese «bei der Komposition der Landschaft markante Abweichungen zum Original» auf. «Diese Praxis der Transformation von Landschaftselementen ist sehr geläufig unter den Künstlern der Epoche, die gefeierte Werke kopieren», rät der Museumsdirektor.

### Spuren in der Bildtiefe

Doch genau diese Abweichungen im Bildhintergrund der «Madonna Leo X» liefern weitere Indizien für die Urheberschaft Raffaels. Gut ein Dutzend Kopien der «Belle Jardinière» sind bekannt. Wie Sigg festgestellt hat, zeigt indes nur eine denselben Hintergrund wie das Bild aus dem Louvre. Zu sehen ist hinter der «Belle Jardinière» ein traditionell nordeuropäisches oder französisches Städtebild, überragt von einem gotischen Kathedraalenturm – nichts, was entfernt an die Toskana oder Rom erinnern würde.

Alle anderen Kopisten hatten die «Madonna Leo X» zur Vorlage. Sie zeigen das italienische Städtebild und im Mantelsaum eine mit «LEONI» beginnende Widmung. Weshalb, so drängt sich die Frage auf, kopiert Raffaels Nachwelt eine Kopie und nicht sein gefeiertes Original? Die einzige plausible Antwort muss lauten: weil die «Madonna Leo X» schon früh als Raffael-Original anerkannt war.

Tauchen wir ein in den Hintergrund der «Madonna Leo X», finden wir weitere Indizien, die das Bild in die Nähe Raffaels rücken. Im Hintergrund rechts der Personengruppe erkennen wir die Tiberinsel. Dem Gutachter Silvio di Volo ist es 1956 anhand alter Stiche und Beschreibungen gelungen, die Bauten zu identifizieren. Dadurch wissen wir auch mehr über die Entstehungszeit des Gemäldes. Sie muss vor 1530 liegen. Denn in diesem Jahr verschwindet ein Teil der auf der «Madonna Leo X» dargestellten Gebäude durch ein Tiber-Hochwasser.



Von einer Hand? «Belle Jardinière» im Louvre.

Das Stadtbild links von der Personengruppe führt uns noch näher an Raffael. Dort setzt sich die Silhouette Roms fort. Sigg hat den 20 x 6 cm grossen Bildausschnitt unter die Lupe genommen und identifiziert die «Skyline» von links nach rechts: vom Wehrturm der leonischen Stadtmauer, der Engelsburg samt ihrer Brücke über den Tiber, über den Spitzturm von Raffaels Projekt für die damals geplante Kirche San Giovanni dei Fiorentini (ein Architektenwettbewerb, den Giovanni de' Medici – der künftige Papst Leo X. – um 1510 ausgeschrieben hatte) bis zum Giebel des Palazzo Ricci. «Alle diese Bauten weisen einen engen Bezug zu Leo X. und zu Raffael auf», so Sigg. «Sie erinnern – wie bei der Tiberinsel – an geführte Gespräche, gemeinsame Erlebnisse oder erwiesene Wohltaten.»

Siggs Analyse fördert noch weitere Hinweise auf Raffael zutage. Anhand alter Stadtpläne ist



Die Päpste vergötterten ihn: Raffael aus Urbino.

es ihm gelungen, Standort und Perspektive des Malers zu bestimmen: Es ist der Vatikan, die Blickrichtung ist Südosten. Die abgebildeten Gebäude reihen sich winkelgetreu aneinander. «Es kann nicht anders sein: Raffael hat mit einer Skizze gearbeitet, die er aus der Wohnung von Julius II. oder von der Dachterrasse des Vatikans gezeichnet hat.»

### Vorlage für fast sämtliche Kopien

Vergleichen wir nun dieselbe Stelle in der «Belle Jardinière», erkennen wir eine fast identische Anordnung von Objekten: Hügelzüge, Flusstal, Uferverlauf sowie Baumgruppen. Einzige die als typisch römisch erkennbaren Bauten sind unterdrückt. Anhand ihrer Position bleiben sie noch zu erahnen. Was den Hintergrund betrifft, kommt Sigg zum Schluss: «Die Ähnlichkeiten weisen die «Madonna Leo X» eindeutig als das prioritäre Bild aus, denn unmöglich hätte ihr Panorama aus der «Belle Jardinière» kopiert werden können.»

Fassen wir zusammen: Die «Madonna Leo X» ist anmutiger und exakter geschaffen als die «Belle Jardinière», die Mängel des Louvre-Bildes wurden korrigiert. Nicht bloss die Widmung in der Klotener Madonna, auch ihr Hintergrund schafften einen engen Bezug zu Rom und zu Leo X. Sie ist die Vorlage für fast sämtliche Kopien.

Dieser Befund stärkt die These, dass die «Madonna Leo X» schon früh als Meisterwerk Raffaels gegolten hat. Und sie bringt den Louvre in Erklärungsnot. Denn Siggs Analyse legt nahe, dass das Bild im Prestige-Museum nicht vollumfänglich vom Grossmeister gemalt sein kann, sondern dass mehrere Hände am Werk waren.

«Sie können sie jetzt wieder versorgen», sagt Sigg dem Schleusenwart vom Klotener Safe. Das Ehepaar Sigg scheint müde. Es ist wie verhext. Trotz sieben Gutachten, Attesten, Analysen «ist eine nur noch irrational zu nennende Ablehnung bis heute vorherrschend», so Claudia Sigg-Farner. «Aus welchen Gründen auch immer darf es offenbar unser Bild nicht geben.»

Nun soll das Schattenleben der «Madonna Leo X» ein Ende haben. Erstmals treten die Erben an die Öffentlichkeit. Nächsten Sonntag präsentiert Hanspeter Sigg seine Spurensuche einem geladenen Kreis in Winterthur. Drei Jahre hat er recherchiert, Kopien studiert, Stilanalysen betrieben, Puzzlestücke gesammelt. Die Summe davon hat er in einem Buch zusammengefasst, das jeden Zweifel ausräumen soll. Von «einer kleinen Revolution in der Gemeinde der Raffael-Spezialisten» ist im Vorwort die Rede. «Die kunsthistorische Lehrmeinung kommt ins Wanken.»

Parallel zur Buchpräsentation am Sonntag schaltet die Besitzerfamilieam folgende Website über die Recherchen um die «Madonna Leo X» auf: [www.RaffaelMadonnaLeoX.com/www.MadonnaLeoX.com/](http://www.RaffaelMadonnaLeoX.com/www.MadonnaLeoX.com/)

# Mister America

Am 13. Mai 2014 wäre Joe Louis hundert Jahre alt geworden – Erinnerungen an den schwarzen Boxweltmeister, den sogar Amerikas weisse Rassisten liebten. *Von Rod Ackermann*

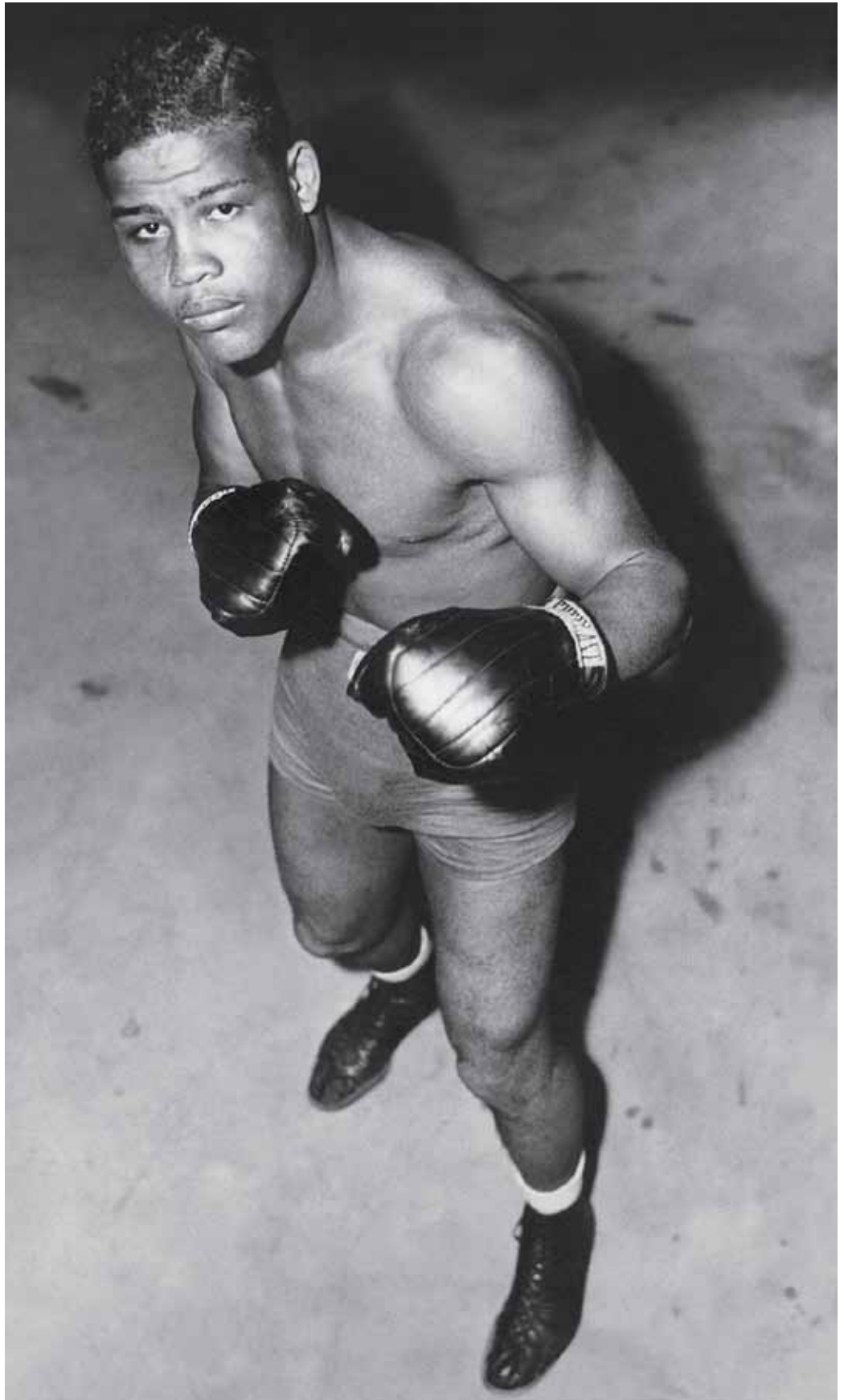
Das passende Schlusswort fand, wie gewohnt, Muhammad Ali. «Alle liebten sie ihn, von den Schwarzen bis hin zu den weissen Rassisten aus Mississippi. Nun weinen sie alle. Howard Hughes stirbt, mit all seinen Milliarden, und es fliesst keine einzige Träne – Joe Louis stirbt, und alles weint», konstatierte «The Greatest» 1981 am Grabe des Mannes, der den Gürtel des Weltmeisters im Schwergewichtsboxen während einer Spanne von 142 Monaten getragen hatte, länger als irgendein anderer vor oder nach ihm.

Bis heute thront Joseph «Joe» Louis Barrow, wie er mit vollem Namen hiess, hoch oben im Pantheon des US-Sports. Nicht allein als «Heavyweight Champion of the World», für den amerikanischen Mann das Symbol der Männlichkeit schlechthin, selbst wenn der Champ von dunkler Hautfarbe ist. Seinen Ehrenplatz verdankt Louis auch und vor allem dem Status als nationaler Héros, der – Vorgesmack auf kommende Dinge – dem Feind aus Nazideutschland, personifiziert durch Max Schmeling, im kritischen Moment Saures gab.

Einmütig trauerte Amerika an jenem Frühlingstag um seinen toten Helden. Trauerte mit Verspätung, aber umso demonstrativer und versuchte zu verdrängen, dass es den Gefeierte nach Ende seiner Karriere in ein Jammertal von Schulden und Drogen abstürzen liess, ohne einen Finger zu rühren. Da half nicht einmal das Staatsbegräbnis auf dem Friedhof von Arlington, wo die grossen Söhne der Nation ruhen. Wo auf Geheiss von Präsident Ronald Reagan – in jungen Jahren selber Sportreporter – ein Platz für den Faustfechter und Unteroffizier a. D. frei gemacht worden war. Tränen waren, das sah Muhammad Ali richtig, wahrhaftig am Platz: für den Verstorbenen ebenso wie für das Trauerspiel seiner letzten Lebensjahre.

## Wie eine Wachsfigur

Die verbrachte Louis als Grüssaugust im «Caesars Palace», dem damals führenden Casino am Strip von Las Vegas. Er war ein Schatten seines früheren Selbst, bei grossen Titelkämpfen dem Publikum präsentiert wie eine Wachsfigur. Später errichtete man für ihn hier eine ortsüblich kitschige Statue aus Gips, ein beliebtes Fotosujet für Touristen aus aller Welt, die sich zwischen zwei Spielchen gegenseitig davor ablichten – und ein Hohn für jene, die sich schmerzlich an den Joe Louis in Lebensgrösse erinnern beziehungsweise daran, was von ihm übriggeblieben war: ein verwirrter



*Muhammad Alis grösstes Vorbild: Schwergewichts-Champion Louis, 1938.*

alter Herr, der mit ausgewählten Gästen an den Spieltisch trottete, in der Tasche das Geld der Hausbank, oder mit ihnen eine Runde Golf bestritt. Der die Sprüche der schulterklopfenden Gönner mit gequältem Lächeln einsteckte.

Ein Denkmal gibt es auch in Detroit, wohin Joe als Zwölfjähriger mit seinen Eltern sowie den sieben Geschwistern nach Drangsalierungen durch den Ku-Klux-Klan der bitteren Armut der Südstaaten entflohen war. Ein sieben Meter langer Unterarm, waagrecht aufgehängt an einer pyramidalen Struktur und «Monument to Joe Louis – The Fist» geheissen, soll die Durchschlagskraft seiner Fäuste symbolisieren, die er gegen die Gegner im Ring und gleichermaßen gegen die zu Zeiten der Depression allgegenwärtige Rassentrennung einsetzte. Seinen Namen trägt hier überdies das Eishockeystadion der Red Wings, obwohl der Boxer zeitlebens nie etwas mit Eishockey zu tun hatte – seine Lieblingssportarten waren Baseball sowie Golf. Die stockkonservative Professional Golf Association lud ihn, den begabten Amateur, Anfang der fünfziger Jahre unter Missachtung ihrer verbandseigenen Regel der Rassentrennung als ersten Nichtweissen zu einem Turnier ein.

### Im Stil des Punchers

Den brutalen, von Anhängern euphemistisch als «Sweet Science» bezeichneten Boxsport hatte Joe als Teenager im Schwarzen-Getto der «Motor City» erlernt, und sodann gewann er fast alle seine Amateurlämpfe, ehe er, just zwanzigjährig, ins Lager der Preisboxer übertrat. Zwischen 1934 und 1951 stieg Louis 72-mal in den Ring, siegte 57-mal durch Knockout, wurde nur dreimal geschlagen und behielt den Titel eines Weltmeisters aller Klassen von 1937 bis 1949 ohne Unterbrechung. Sein schnörkelloser Stil, gepaart mit einmaligem Punch, wurde oft imitiert, aber nie erreicht; von Louis stammt der Spruch: «Sie können rennen, aber sie können sich nicht verstecken.» Muhammad Ali bezeichnete ihn später als eines seiner grössten Vorbilder – das andere war Sugar Ray Robinson.

Als ungeschlagener Champion abgetreten, sah sich der «Brown Bomber» aus Geldnot zu einem Comeback-Versuch gezwungen, der erfolglos verlief. Nach einem letzten Gefecht, verloren 1951 gegen seinen Kronprinzen Rocky Marciano, trat Louis 37-jährig endgültig zurück. Sein Bezwinger soll hinterher geweint haben.

«The Harder They Fall»: Präziser als mit dem Titel des Hollywood-Films liessen sich Louis' spätere Jahre kaum beschreiben. Je höher sie emporkletterten, und der Champ befand sich zu seinen besten Zeiten auf dem Gipfel der Popularität seiner sportbesessenen Heimat, desto tiefer fallen sie. Geplagt von Schulden, unglücklich in seinen privaten Be-



*Beispiellose Männerfreundschaft: Joe Louis (l.) und Max Schmeling, 1960.*

ziehungen (dem viermal Verheirateten wurden mannigfache Seitensprünge zugeschrieben), dem Kokain verfallen und in seinen letzten Lebensjahren bedroht durch geistige Umnachtung, geriet Louis allmählich in Vergessenheit – Prototyp des Boxers, der ein paar Schläge zu viel abgekriegt hat und für den man eine Mischung aus Mitleid und Bestürzung empfindet.

Hilfe kam, wenn überhaupt, von einigen der Dunkelmänner, die auf seine Kosten ein Vermögen verdient hatten, auch vom Boxer Sonny Liston, dem Anti-Ali mit Verbindungen zur Unterwelt. Nicht zuletzt aber kam sie von seinem einstigen Rivalen Max Schmeling, der es in seiner deutschen Heimat zu Wohlstand gebracht hatte. Nie im Leben sollte Deutschlands

### Schmelings Sieg wurde 1936 als Beweis für die Überlegenheit der arischen Rasse gefeiert.

beliebtester Sportler der Nachkriegszeit seinen alten Kumpan vergessen, wiederholte er in die Tasche – eine beispiellose Männerfreundschaft.

Dabei hatten sich die beiden Veteranen in den dreissiger Jahren aufs heftigste bekämpft. Anno 1936 im ersten Fight überraschender Sieger gegen den aufstrebenden Louis und durchs Nazi-Regime prompt als Beweis für die Überlegenheit der arischen Rasse gefeiert, war Schmeling zwei Jahre später bei der Revanche vor 70 000 Zuschauern im Yankee Stadium von New York schon in der ersten Runde dreimal zu Boden gegangen und nach etwas mehr als zwei Minuten ausgezählt worden.

Damit hatte das Vorkriegsamerika einen Heroen zu feiern – und, dies vor allem, ein willkommenes Gegenstück zu Jack Johnson, dem aufgrund seines flamboyanten Lebensstils inklusive offen ausgelebter Affären mit weissen Frauen von Weissen gehassten ersten schwarzen Schwergewichtsweltmeister (1908–1915). Im starken Kontrast zum aufmüpfigen Johnson war Louis, Grosskind freigelassener Sklaven, des Lesens und Schreibens kaum mächtig sowie von Natur aus eher schweigsam, haargenau das Idealbild, das sich die Bevölkerungsmehrheit von ihren dunkelhäutigen Mitbürgern machte: brav und folgsam und den Werten des American Way of Life bedingungslos verschrieben. Es war in der Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg beruhigend, dass die Schwarzen des Landes nicht einen potenziellen Anstifter zu sozialer Unruhe zum Vorbild hatten, sondern einen Mann, der in der Uniform eines «Technical Sergeant» der US-Streitkräfte seine Rassenbrüder zum Eintritt in den Kriegsdienst ermunterte, aber es aufgrund einer vertraglichen Abmachung mit seinem Manager niemals zuließ, in Gesellschaft einer weissen Frau fotografiert zu werden.

Die besten Zeugnisse von Joe Louis' Boxkarriere bleiben Filme seiner grossen Fights: eine Augenweide bis heute und ausserdem Dokumente einer Zeit, da Schwergewichtsboxer deutlich weniger auf die Waage brachten als die heute üblichen hundert Kilo oder mehr, jedoch entsprechend beweglicher und schneller waren. Einer Zeit, als die Königsklasse des Faustfechtens diesen Namen noch verdiente. Als der «Heavyweight Champion of the World» noch erklärter «Mister America» war. Das ist schon eine Träne der Wehmut wert. ○

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Snowpiercer</b> Regie: Bong Joon-ho	★★★★☆
2	<b>The Amazing Spider-Man 2</b> Regie: Marc Webb	★★★★☆
3	<b>Tracks</b> Regie: John Curran	★★★★☆
4	<b>Ida</b> Regie: Pawel Pawlikowski	★★★★☆
5	<b>Der Goalie bin ig</b> Regie: Sabine Boss	★★★★☆
6	<b>The Grand Budapest Hotel</b> Regie: Wes Anderson	★★★★☆
7	<b>The Lego Movie</b> Regie: Phil Lord, Christopher Miller	★★★★☆
8	<b>Divergent</b> Regie: Neil Burger	★★★★☆
9	<b>Noah</b> Regie: Darren Aronofsky	★★★★☆
10	<b>Transcendence</b> Regie: Wally Pfister	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>The Other Woman</b> Regie: Nick Cassavetes	42 194
2 (1)	<b>Rio 2 (3-D)</b> Regie: Carlos Saldanha	14 348
3 (2)	<b>Transcendence</b> Regie: Wally Pfister	10 192
4 (3)	<b>The Lego Movie</b> Regie: Phil Lord, Christopher Miller	9 181
5 (5)	<b>Divergent</b> Regie: Neil Burger	8 551
6 (4)	<b>The Amazing Spider-Man 2</b> Regie: Marc Webb	8 125
7 (7)	<b>100-Year-Old Man Who ...</b> Regie: Felix Herngren	5 813
8 (6)	<b>Noah</b> Regie: Darren Aronofsky	4 399
9 (9)	<b>The Grand Budapest Hotel</b> Regie: Wes Anderson	4 189
10 (-)	<b>Snowpiercer</b> Regie: Bong Joon-ho	4 159

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Der Hobbit – Smaugs Einöde</b> (Warner)
2 (2)	<b>Die Eiskönigin</b> (Disney)
3 (3)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
4 (4)	<b>Game of Thrones – Season 3</b> (Warner)
5 (7)	<b>Escape Plan</b> (Ascot Elite)
6 (5)	<b>Walter Mitty</b> (Fox)
7 (6)	<b>Malavita – The Family</b> (Rainbow)
8 (10)	<b>Der Hobbit – Eine unerwartete ...</b> (Warner)
9 (9)	<b>Thor – The Dark Kingdom</b> (Disney)
10 (-)	<b>Bad Country</b> (Sony)

Quelle: Media Control



Überhöhte Dosis: «Grand Central».

### Kino

## Verstrahlte Liebe

Die französische Lovestory «Grand Central» ist ein origineller «Sommernachtstraum» über Arbeiter eines Atommeilers.

Von Wolfram Knorr

Verliebte und Verrückte», heisst es im «Sommernachtstraum», «sind beide von so brausendem Gehirn / so bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt / was nie die kühlere Vernunft begreift.» Das betrifft den jungen ungelerten Hilfsarbeiter Gary (Tahar Rahim) ebenso wie Karole (Léa Seydoux), die ziemlich heftig verliebt und verrückt sind. Sie malochen in einem Atomkraftwerk und ignorieren die Gefahren; die im Meiler und die in der fröhlichen Arbeitsgruppe, die als emotionales Kraftwerk den Stromer Gary aufnahm. Doch Karole ist mit Toni (Denis Ménochet) verlobt, der mit Gilles (Olivier Gourmet) das Team leitet, das im AKW die tägliche Drecksarbeit erledigen muss, kontaminierten Müll entsorgen, Wände putzen, den Gefahren im Moloch Atomkraftwerk trotzen. Und erst bei Dunkelheit setzen sich Gary und Karole einer anderen Strahlendosis aus, die sie verzaubert. Abend für Abend verziehen sie sich heimlich zwischen idyllische Wiesen und wogende Felder.

«Grand Central», die originelle Lovestory von Rebecca Zlotowski (auch Co-Autorin), verknüpft geschickt und frei von jeglicher Symbolpenetranz die zwei Erzählebenen einer leidenschaftlichen Liebe und einer gefährlich-satanischen Arbeit. Täglich muss, mit einem Strahlenpass ausgerüstet, die Strahlendosis kontrolliert werden. Ist sie zu hoch, wird

der Arbeiter entlassen. Zu Beginn bei einer abendlichen Saufrunde fragt Gary arglos, wie das denn mit einer überhöhten Dosis sei. Darauf packt Karole vor der feucht-fröhlichen Gruppe im flackernden Lagerfeuer Gary und drückt ihm einen intensiven Kuss auf den Mund. Mit der Strahlenbelastung sei es ähnlich, sie schwäche den Körper, hemme die Atmung.

Bald brennen in ihren Herzen wie die Stäbe im Atommeiler die Leidenschaften und «verseuchen» die Beziehungen innerhalb der Gruppe. Der verblüffende Reiz ergibt sich aus der Ahnung einer Romantik, die längst in einem Endlager ruht. Karole will ihren Verlobten Toni eigentlich nicht aufgeben, kann aber von Gary nicht lassen, der sich an sie klammert. Nach einem Missgeschick, das seine Strahlendosis erhöht, versteckt er seinen Strahlenpass, um nicht gefeuert zu werden und in ihrer Nähe bleiben zu können. Je lustschreckhafter die Leidenschafts-«Dosis» steigt, desto heftiger die Gefahr – wie in jenen Kammern, in denen schweres Wasser unter Druck gesetzt wird, die Moleküle immer dichter aufeinander zutreiben, bis die Atome explodieren.

«Grand Central» ist eine (Herzens-)Kernschmelze. Die klaustrophobischen Szenen im Meiler, die Enge, die Anspannung und Garys

Risiko, die eigene Gesundheit für die Liebe aufs Spiel zu setzen, entwickeln emotionale Spannung. Dank intensiver Bilder von den Schutzanzug-Ritualen bis zu den Kontrollen, abendlichen Gelagen und heimlichen Liebesräuschen, ist «Grand Central» die originelle Version eines sehr aktuellen «Sommernachts[alb]traums». ★★★★★

## Weitere Premieren

**Tempo Girl** — Dominique (Florentine Krafft) möchte Schriftstellerin werden, haut mit dem Kebab-Verkäufer Deniz (José Barros) aus Berlin in die Schweiz ab, nistet sich im Wallis in einer stillgelegten Tankstelle ein, will sich als Tänzerin in einem Nachtclub verdingen und ist immer – wie alle anderen Mitspieler – wahnsinnig locker drauf. Statt eine Story zu erzählen, wird «Eh Kumpel is was»-locker-vom-Hocker-Sein zelebriert. «Für mich», bekennt Regisseur Dominik Locher, «war das Wallis immer das Texas Europas.» Deshalb die Tankstelle und die irre hippen Figuren? Noch einen Gang höher schaltet Locher im «Statement der Regie» (aus dem Presseheft): «Dominique benutzt nicht eine naturalistische Erzählform, um ihre Lebensrealität wiederzugeben, sondern baut einen Ahnungsraum, welcher sich von Alexander Kluge über die Walliser Alpen bis hin zu Kate Moss spannt.» Alles klar? Durch den «Ah-



Wahnsinnig locker drauf: «Tempo Girl».

## Fragen Sie Knorr

Russ Meyer, der Filme wie «Im tiefen Tal der Superhexen» drehte, soll von Hemingway für seine Busenfilme inspiriert worden sein. Ist da was dran? G.Z., Riehen



Na ja, das hat Meyer verbreitet; vermutlich, um seine Superbusen-Filme intellektuell ein wenig aufzuwerten. Russ Meyer (1922–2004) war als Kameramann für die US-Wochenschau während des Zweiten Weltkriegs in Europa stationiert. Dabei kam er natürlich auch nach Paris, und dort soll ihm Ernest

nungsraum» geistert neben Kluge (aber hallo!) auch das offensichtliche Vorbild Quentin Tarantino. Am Anfang lehnt ein Lektor Dominiques Manuskript mit dem Argument ab, es sei nicht authentisch. Auf den Film bezogen, stimmt's. ★★★★★



Durchgeknallte Story: «3 Days To Kill».

**3 Days To Kill** — Nach einer Story vom unermüdeten Vielproduzierer, Vielschreiber und Vielinszenierer Luc Besson («Léon») drehte Action-Profi McG («Charlies Angels») die durchgeknallte Story eines Topagenten (Kevin Costner), der todkrank ist, durch Paris radelt, der vernachlässigten Tochter (Hailee Steinfeld) das Radeln beibringt und nebenbei Terroristen wegballert. Einzig vergnüglich an der Rumpel-Action-Ruine ist Kevin Costner als schlaumeiernder Leimsieder und super-cooler Einsamkeits-hard-boiled-Dackel. ★★★★★

**Bad Neighbours** — Markenzeichen der US-Brachial-Klamotten sind Pubertätsferkelien. Den Gipfel ihrer Schmieranten-Qualität erreichen sie erst, wenn der bräsig grierende Seth Rogen («Superbad») seine Wampe mit reinhängt. Diesmal böllt er als Ehemann und Daddy in einem schneien Suburb rum, gibt sich als Pseudospieser, meckert über die lauten Studenten in der Nachbarschaft. Und säuft mit ihnen. Tiefpunkt: Ein Baby nuckelt an einem benutzten Kondom. Unterirdisch. ★★★★★

Hemingway ein besonderes Bordell ans Herz gelegt haben. Nach Meyers Auskunft soll es das erste Bordell überhaupt gewesen sein, das er besuchte. Daraufhin habe er Bauklötze gestaunt und sei von den grossen Busen zeit seines Lebens nicht mehr losgekommen. Ob Legende oder nicht, das Bekenntnis passte prima in die Ära der Aufwertung seines Machwerks. In seinen letzten Lebensjahren hatte es sich zur Satire hochgemandelt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Das entfesselte Streichquartett

Von Peter Rüedi

Der New Yorker Musiker Vijay Iyer, als Sohn südindischer Immigranten 1970 geboren, ist ein Bewohner des Dazwischen, und das weniger im ethnischen als im ästhetischen Sinn. Schon innerhalb des «Jazz» ist der Pianist, immer riskant auf der Schneide zwischen Avantgarde und Mainstream balancierend, schwer zu fassen. Allein bevor er auf dem Klavier seine erstaunliche Karriere begann, war der indische Secondo Violinist mit einiger Erfahrung in «klassischer» Kammer- und Orchestermusik. Und mit einer diskreten Vergangenheit als Komponist. Mehr als die Öffentlichkeit wahrnahm, lebte er auch zwischen geschriebener und improvisierter Musik. Den Sound des Streichquartetts hatte er immer im Kopf, oft trat er auch mit einem solchen auf, und wenn auch sein jüngstes Werk, «Mutations», die grosse Aufmerksamkeit dem Umstand verdankt, dass es seine Premiere beim zwischen E und U besonders engagierten Label ECM ist: Geschrieben hat er die zehnteilige Suite schon 2005. Anders als manche Jazzler vor ihm brauchte (oder missbrauchte) er die Streicher nicht als Folie für improvisierte solistische Ausflüge. Ausgehend von komponierten Kernzonen, konnten sich diese im klassischen Format immer Freiheiten herausnehmen, und so entwickelten oder verwandelten sich die «Mutations» mit jeder Aufführung weiter, auch zum Erstaunen ihres Urhebers. Was nichts daran ändert, dass diese Musik orthodoxen Jazzfans wie eine Art von neuem «Third Stream» in den Ohren klingt, auch wenn Iyer zusätzlich Elektronik einsetzt und die Suite als Pianist mit drei schönen Stücken nahe an der vertrauteren Balladentradition einrahmt. In Wahrheit sind die einzelnen «Mutationen» zumal in rhythmischer Hinsicht ziemlich vitale, ja «wilde» Piecen, der «klassische» Klangkörper keineswegs zu einer «domestizierten» Rolle verdonnert, im Gegenteil paritätisch in die vielfältigen und vielteiligen Spannungsbögen zwischen Festgeschriebenem und Improvisiertem einbezogen. Eine sehr lebendige Musik – im Gegensatz zum meisten aus dem historischen Fach «Third Stream». Das war seinerzeit doch eher gut gemeint. Also das Gegenteil von gut.



Vijay Iyer: Mutations.  
ECM 2372 3764798

## Wer ist «George»?

Neues Getränk im «Baur au Lac», Prominenten-Stylistin Adriana Tripa zieht um, Grill-Lokal über dem Casino. Von Hildegard Schwaninger



Gut gestylt mit Lillet-Drink: Risi, Flütsch, Tripa (v.l.) im Garten des Hotels «Baur au Lac».

Der Regen der Freiluft-Partys wurde eröffnet, an einem schönen Frühlingsabend im Garten des «Baur au Lac». Die Lancierung des Drinks Lillet aus dem Haus Pernod Ricard. Lillet gibt es seit 1872, in Frankreich soll er ein Kult-Drink sein, bei uns kennt ihn kein Mensch (jedenfalls ergab das eine Blitzumfrage bei den Party-Gästen). Nur Gastronom **Wolf Wagschal**. Er hat den Drink vor einem Jahr im «Posthaus» in St. Moritz eingeführt, und dort sei er der Renner. Wagschal kam gerade von einer Detox-Kur vom Wörthersee, er hat in dreizehn Tagen acht Kilo abgenommen. Sonst waren, ausser ein paar Mode-Freaks (**Einav Gefen**, Store Manager Christian Dior in Zürich, **Clifford Lilley**, Stilberater), Gastronomen (**Mike Gut** vom «08/15» und Teilnehmer an der «Fischstube») und Botox-Doktoren (**Philippe Snozzi** von Smoothline), vor allem Frauen da. Gut gestylte. **Yolanda Risi** (Ex-Surer), früher Rennfahrerin, heute Immobilienunternehmerin, **Laurence Antiglio** von der Boutique Vestibule; **Réjane Rosenberger** stellte ihren Schmuck (Handcrafted Design) vor. **Ela Soza** machte Musik. **Domenica Flütsch** war Mitorganisatorin der Lillet-Party. Sie ist Nachfolgerin von **Gigi Sutter**, die jahrelang in der ersten Liga der Public-Relations-Ladys mitspielte (Mandate: Cartier-Schmuck, Geox-Schuhe und -Mode). Dann heiratete sie Ex-Regierungsrat **Peter Aliesch**. Seither nimmt sie es



Nach Detox-Kur: Gastronom Wagschal.

lockerer und verbringt viel Zeit in ihrer Heimat Malans. **Domenica Flütsch** war ihre Mitarbeiterin, sie ist auch Bündnerin (aus Zizers).

Wer ist «George»? Da flattert eine Einladung ins Haus – erst ein *save the date*, dann eine elegant gedruckte Karte. «George & seine besten Freunde bitten zur Housewarming-Party in sein neues Zuhause über den Dächern von Zürich». Es braucht etwas Scharfsinn, um den Absender zu eruieren. Es ist **Leopold Weinberg** mit seiner Crew vom Hotel «Helvetia», dem Burger-Kiosk «Helveti Diner» und Betreiber vom Volkshaus Basel. Leopold Weinberg, Sohn von **Franz Weinberg**, emeritierter Professor für Mathematik an der ETH, und **Charlotte Weinberg**, ist ein origineller Kopf. Die Firma, die er mit



Beste Freunde: Hagenbach (l.) und Weinberg.

**Adrian Hagenbach** betreibt, heisst WAC Advisory GmbH, das «George» ist die neue Grill-Lounge über dem Casino im Haus Ober. **Leopold («Poldi») Weinberg**, 35, war lange ein begehrter Junggeselle, heute ist er mit einer Skandinavie-rin verheiratet und hat einen kleinen Sohn.

Wenn eine Frau (oder ein Mann) gut – und gern zehn Jahre jünger – aussehen will, geht er zu **Adriana Tripa**, der Stylistin und Fotografin. Sie stylt **Roger Federer** für seine Werbekampagnen, und den Zürcher Neustadtrat **Filippo Leutenegger** fotografierte und stylte sie auch. **Adriana Tripa**, ausgebildet an der Ecole des beaux-arts in Paris, versteht es, mit Make-up-Palette und Kamera die Menschen ins beste Licht zu rücken. Stadtbekannte Beautys wie Filmfestival-First-Lady **Nadja Schildknecht**, Nationalrätin **Doris Fiala**, Radiomoderatorin **Elena Bernasconi**, *L'Officiel*-Chefredaktorin **Sandra Bauknecht** haben ihr die besten Fotos zu verdanken. Jetzt hat **Adriana Tripa** ihr Fotostudio gezügelt. Ins Epizentrum der (mehr oder weniger) Schönen und Reichen, gleich oberhalb der «Kronenhalle». Gute Adresse, Tripas Fotos sind Klasse-Arbeit und deshalb nicht billig.

Die Journalistin **Silvia Aeschbach** ist eine hübsche Blondine, wer würde denken, dass sie unter Angstattacken leidet? Jetzt outet sie sich in einem Buch «Leonardo DiCaprio trifft keine Schuld». Dass der Hollywood-Star zu einer Art Titelheld des Buches wird, hat mit einem Interview zu tun, bei dem Aeschbach einen Panikanfall erlitt. **Gabriella Baumann-von Arx**, Spezialistin für Betroffenheitsliteratur, bringt das Buch in ihrem Wörterseh-Verlag heraus. Die Buchtaufe findet im Reich des Psychiaters **Joe Hättenschwiler** statt: im Zentrum für Angst- und Depressionsbehandlung. Das alles klingt düsterer als es ist: Hättenschwiler, ehemals Oberarzt im Burghölzli, ist ein blendend aussehender Mann und – trotz täglicher Konfrontation mit psychisch Leidenden – ein Sonnyboy.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Nägel mit Köpfen

Die Hausfrau Ruth Feldmann, 69, und der pensionierte Kaufmann René Loeb, 74, sind seit bald fünfzig Jahren ein Paar. Und immer noch glücklich miteinander.



«Von unseren Werten geprägt»: Feldmann-Loeb.

**René:** Ruth sah ich erstmals an einem Hochzeitsessen. Weil ich zu früh war und nicht als Erster in das Gemeindehaus unserer Religionsgemeinschaft gehen wollte, wartete ich im Auto am Strassenrand. Ruth tauchte etwas später in Begleitung ihrer Eltern auf.

**Ruth:** Ich warf einen Blick ins parkierte Auto und fand, der Typ darin sehe schmuck aus.

**René:** Sie trug ein blaues Träger-Samtkleid.

**Ruth:** Weil René ein Auto besass, fragte ich einen Bekannten, ob er den kenne und ob er ihn bitten könne, uns Mädchen am Sonntag bei einem Anlass zu helfen. «Frag ihn doch selbst», sagte der Bekannte. So kam es dazu, dass wir zum ersten Mal miteinander redeten. Wir trafen uns in den folgenden Monaten bei verschiedenen Anlässen und verloren uns wieder aus den Augen.

**René:** Nach einem Ball, bei dem wir zufällig aufeinandertrafen, brachte ich Ruth mit dem Auto nach Hause. Von da an sahen wir uns regelmässig.

**Ruth:** Dann lud ich ihn nach Hause ein. Mami und Papi wollten schon wissen, mit wem ich da ausgehe.

**René:** Es ist rasant gegangen. Nach zwei oder drei Wochen waren wir uns schon einig, dass wir heiraten wollten. Dann fragte Ruth, ob ich erneut zu Besuch kommen möchte, der Vater sei aber anwesend. Ich sagte: «Weisst du was, dann machen wir Nägel mit Köpfen, und ich frage ihn, ob er einverstanden ist, wenn wir heiraten.» Am 30. Juni 1966 war unsere Ziviltreuung, und am 3. Juli heirateten wir religiös.

**Ruth:** In den ersten Ehejahren war ich viel allein, weil mein Mann beruflich in der ganzen Schweiz herumreisen musste. Das war für eine junge Frau, die frisch verheiratet war, nicht immer einfach.

**René:** Mir war nicht bewusst, auf was man sich beim Heiraten einlässt und was alles passieren könnte.

**Ruth:** Es war selbstverständlich, dass man zusammenfindet und zusammenbleibt. Es ist ein Geschenk, und es ist ein Geben und Nehmen.

**René:** Wir sind von unseren Werten geprägt, so wie ich erzogen wurde: Man benimmt sich anständig, man ist höflich – all das. Das war durch den Beruf meines Vaters und meines Grossvaters, beide waren jüdische Geistliche, vorgegeben. Wie man sich zu benehmen hat, zieht sich durchs ganze Jüdische durch.

**Ruth:** Die Kinder kamen mit einem Altersunterschied von vierzehn Monaten zur Welt. Zuerst Patrick und dann unsere Tochter Nadja.

**René:** Die Rollenteilung war traditionell. Ruth machte alles so vorbildlich, auch mit den Kindern, dass ich mich nicht einmischte. Heute sind wir Grosseltern und immer noch glücklich verheiratet.

**Ruth:** Ich freute mich immer, wenn ich unser Garagentor und die Schritte meines Mannes hörte. Und wenn René heute am Abend allein unterwegs ist, bleibe ich wach, bis er sicher nach Hause zurückgekehrt ist. Und was ich als junges Mädchen über René dachte – «Das ist ein toller, gutaussehender Mann, der zu mir passt» –, denke ich noch heute.

**Ueli Oswald:** Ja, ich will! Wenn Liebe ewig währt. Wörtersch

Protokoll: Franziska K. Müller

# Verbandeln

Von Andreas Thiel —  
Bundesrätliches  
Verhandlungsgeschick.

**Thiel:** Frau Widmer-Schlumpf, was haben Sie eigentlich in Washington gemacht?

**Widmer-Schlumpf:** Ich habe verhandelt.

**Thiel:** Was? Wieso haben ausgerechnet Sie das getan?

**Widmer-Schlumpf:** Weil ich nun mal gerne verhandle.

**Thiel:** Aber die Erfahrung lehrt uns doch, dass es jedes Mal desaströs für die Schweiz endet, wenn Sie verhandeln.

**Widmer-Schlumpf:** Wieso?

**Thiel:** Vermutlich haben Sie den USA im Kampf gegen die Schweiz noch den Rücken gestärkt.

**Widmer-Schlumpf:** Wie kommen Sie denn darauf?

**Thiel:** Das Resultat erweckt den Anschein.

**Widmer-Schlumpf:** Aber ganz und gar nicht. Ich habe gegenüber den USA ausdrücklich auf mehr Fairness gepocht.

**Thiel:** Sie haben auf Fairness gepocht? Das ist ja, als würde der *Blick* für mehr Niveau im Journalismus plädieren oder Daniel Vasella sich für die Homöopathie einsetzen.

**Widmer-Schlumpf:** Ihnen ist doch hoffentlich bewusst, dass wir es mit einem mächtigen Gegner zu tun haben, den man nicht einfach so ignorieren kann.

**Thiel:** Das ist es ja, was mich beunruhigt. Sie sind dafür bekannt, dass Sie mit dem Gegner paktieren und den eigenen Leuten in den Rücken fallen. Mit einem starken Gegner machen Sie mir deshalb doppelt Angst.

**Widmer-Schlumpf:** Wieso?

**Thiel:** Sie sind durch eine Intrige Bundesrätin geworden, indem Sie mit dem politischen Gegner Ihrer eigenen Partei paktiert haben. Sie haben wiederholt Schweizer Banken und deren Kunden den USA ans Messer geliefert. Und auch mit den deutschen und französischen Steuerbehörden haben Sie bereits erfolgreich gegen das Schweizer Bankgeheimnis paktiert.

**Widmer-Schlumpf:** Aber Johann Schneider-Ammann war es, der jetzt die vollständige Aufhebung des Bankgeheimnisses bei der OECD unterschrieben hat.

**Thiel:** Wie? Was? Johann Schneider-Ammann? Ist der jetzt auch bei der BDP?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Schaumwein-Bekenntnis

Von Peter Rüedi



Wer sich regelmässig über Wein äussert, gerät unweigerlich in den Ruch eines Fachmanns. Keine Tischrunde, in der er nicht mit der Auswahl der Weine beauftragt würde. Bestehe ich auf meinem Amateurstatus, halten das alle für Koketterie. Also lass ich's. Dabei ist mein voller Ernst, dass im Weinjournalismus neben den vielen Profis durchaus ein paar Amateure (im Wortsinn, versteht sich) nützlich wären, die sich dem Leser nicht ex cathedra mitteilten, sondern auf Augenhöhe. Wein beurteilen kann jeder, vorausgesetzt, er oder sie traut sich. Ein Dilettant im Sinn des alltäglichen Sprachgebrauchs bin ich allerdings auf dem weiten Feld der Schaumweine. Abgesehen von den paar Gelegenheiten, bei denen ich mir mit meinem Spezialrezept aus einem schweren Kater helfen muss (zwei Drittel bitter gehopftes Bier, ein Drittel Champagner), bin ich kein Enthusiast, was Schäumer angeht, kann allenfalls einen sehr guten von einem mässigen unterscheiden – wenn ich mit dem Quirl die Blasen aus dem Glas treibe. Der Brutalo-Test funktioniert auf allen Stilebenen, auch beim relativ bescheidenen Produkt, das Samuel Latini in meinem Tessiner Dorf Tremona unter dem Titel «Desma» macht. Bescheidenheit als Programm, wohlverstanden. Seinen Schaumwein versteht Latini der Jüngere als ein «taugliches Basisprodukt», das er ohne Jahrgang als «Spumante Svizzero Brut» bezeichnet, obwohl der aus einem Jahr stammt und von Trauben (60% Chardonnay, 40% Pinot noir) seiner Rebberge im Mendrisiotto. Mehr als dieses Understatement entzückt mich der Umstand, dass dieser lang auf den Hefen vergorene Spumante nach Wein schmeckt, auch wenn wir uns die *Blöterli* wegdenken: keine Zuchthefen, keine Filtrierung, *sparkling nature*, sozusagen. Keine Méthode champenoise zwar, aber er schmeckt wie eine solche: ein voller Wein aus reifen Früchten mit einer Spur Süsse und einem eigenwilligen leisen Touch von kontrollierter Oxidation. Gilt ja gemeinhin als Fehler, wird hier aber als Extravaganz diskret herausgekitzelt. Etwas ungewöhnlich, aber spannend.

Cantine Latini: Nobili Radici Desma Spumante Svizzero Brut. 12,5%. [www.cantine-latini.ch](http://www.cantine-latini.ch)

## Fröhlichkeit mit Sauce

Rico Zandonella ist ein Mensch, der oft lacht. Auch seine Gerichte sorgen für gute Laune. Von David Schnapp



Kräfteige, harmonische Aromen: Küchenchef Zandonella mit Restaurantleiter Steffen Kümpfel.

Die «Kunststuben» in Küsnacht am Zürichsee sind in Sachen hervorragendes Essen eine Schweizer Bank. 1982 startete dort Horst Petermann und machte die «Kunststuben» zu einer der führenden Adressen des Landes. 2010 übernahm sein langjähriger Souschef Rico Zandonella das farbenfroh renovierte Lokal und führte es mit seinem engagierten Restaurantleiter und Sommelier Steffen Kümpfel zu neuen Höhen.

Wenn «Kunststuben»-Chef Zandonella seine Lokalrunde macht, hört man ihn oft lachen. Der Tessiner ist ein gutgelaunter Mensch, der das, was er tut, gerne macht. Das spiegelt sich wider in den Gerichten, die Zandonella oft bunt, fröhlich und bisweilen geometrisch anrichtet. Da erreicht uns eine Schieferplatte mit einem Arrangement wie von Piet Mondrian gemalt. Klare Linien, rechteckige Formen bilden «Ricos Tonnato», eine freie Interpretation des italienischen Klassikers Vitello tonnato. Es gibt etwas Yellowfin-Thunfisch, wunderbar geschmort und glasierte Kalbsbake, eine feine Scheibe Kalbfleisch mit subtil abgeschmeckter Thunfischsauce und schliesslich einen Würfel aus zartschmelzender Foie-gras-Terrine mit Passionsfruchtgelee – ein perfekter Auftakt.

## In der Harmonie liegt die Kraft

«Schmetterling von Gänseleber, Milken und schwarzem Trüffel» ist der Titel des nächsten

Gerichts – wie die Flügel eines Sommervogels sind würzig abgeschmeckte Kefen auf dem Teller ausgebreitet, in der Mitte liegt auf einem knackigen Bohnensalat das Fleisch: perfekt gebraten, zart und aromatisch sind sowohl die Kalbsmilke als auch die Gänseleber, gekrönt von eingelegtem Trüffel. Die bunte Fröhlichkeit solcher Teller und die harmonisch zusammengefügte, kräftigen Aromen machen schon zu Beginn des Abends gute Laune.

Und die Laune hebt sich nochmals bei den Gerichten, die von tiefen Saucen getragen werden, einer Disziplin, die Rico Zandonella liebt: Da ist der Trüffel-Kalbsjus mit Stunden-Ei, daneben die Jakobsmuschel im Speckmantel mit einer Kaffirlimetten-Petersilien-Nage und eine süss-nussige Honig-Sesam-Glasur zu einem Kabeljaufilet. Oder die Kombination aus Taubenjus mit Kakao und Thymian mit Albufeira-Sauce zu Bresse-Taube und Greyerzer Poularde: grossartig.

Nach zwei modern präsentierten Desserts (Rhabarber mit Kalamansi und Jogurt sowie Valrhona-Schokolade mit Minze) verlassen wir die «Kunststuben» zufrieden und vor allem: gutgelaunt.

Restaurant «Rico's Kunststuben»,  
Seestrasse 160, 8700 Küsnacht;  
Telefon 044 910 07 15, [www.kunststuben.com](http://www.kunststuben.com);  
sonntags und montags geschlossen.



Auto

## Der Herausforderer

Ein Bestseller ist der Infiniti Q50 hierzulande nicht gerade. Aber er hätte alles, was es dazu braucht. *Von David Schnapp*

Manche Dinge versteht man als Autotester nicht auf Anhieb. Zum Beispiel die Tatsache, dass sich die Fahrzeuge der japanischen Marke Infiniti hierzulande nicht besser verkaufen. Die Autos der Nissan-Tochter, die das Premium-Segment bestückt, sehen gut aus, sind technisch auf hohem Niveau, und es gibt sie mit umfangreicher Ausstattung zu verhältnismässig attraktiven Preisen.

Kürzlich fuhr ich das Modell Q50, eine hochwertige Limousine in der Klasse von BMW 5er, Audi A6 oder Lexus GS. Und jetzt schnell ein Preisvergleich: Der Q50 mit V6-Benzinmotor,

Hybridantrieb und Allradsystem kostet 71 000 Franken. Der BMW Active Hybrid 5 kostet 82 500 Franken, ein Audi A6 75 500 Franken, ein Lexus GS 450h Comfort schliesslich 80 900 Franken. Das ist eine breite Spannbreite für vergleichbare Autos, unter denen der Infiniti sehr viel fürs Geld bietet.

### Flotter Vorwärtsdrang

Der Q50 ist kühn gezeichnet, er erinnert entfernt an die 5er-BMW (interne Bezeichnung E60, ab 2003), die der damals unverhältnismässig stark kritisierte Chris Bangle entworfen hat. Auch innen macht der Infiniti einen guten Eindruck, selbst wenn die Materialien wie oft in japanischen Autos nicht ganz europäisches Premium-Niveau erreichen. Dafür bietet die Limousine mit zwei Bildschirmen und einem umfassenden Navigations- und Entertainment-System viel (ausgereifte) Technik für unterwegs. Lediglich dass bei einem Preis von 3904 Franken für das Multimedia-Paket mit vierzehn Bose-Lautsprechern kein DAB-Radio integriert ist, wirkt nicht ganz schlüssig.

Um es kurz zu machen: Der Q50 fährt sich ausgezeichnet. Der V6-Motor ist sportlich und sorgt bei Bedarf für flotten Vorwärtsdrang, die kombinierte Leistung von Elektro- und Benzinmotoren von 364 PS und 350 Newtonmetern ist deutlich mehr, als man für gemütliche Ausfahrten braucht. Was man hingegen wirklich brauchen könnte, wäre etwas mehr Platz, sowohl für die Mitfahrer auf der Hinterbank als auch für Gepäck. Beiderorts wird es eng. 400 Liter gehen wegen des Hybridsystems in den Laderaum, das ist knapp bemessen.

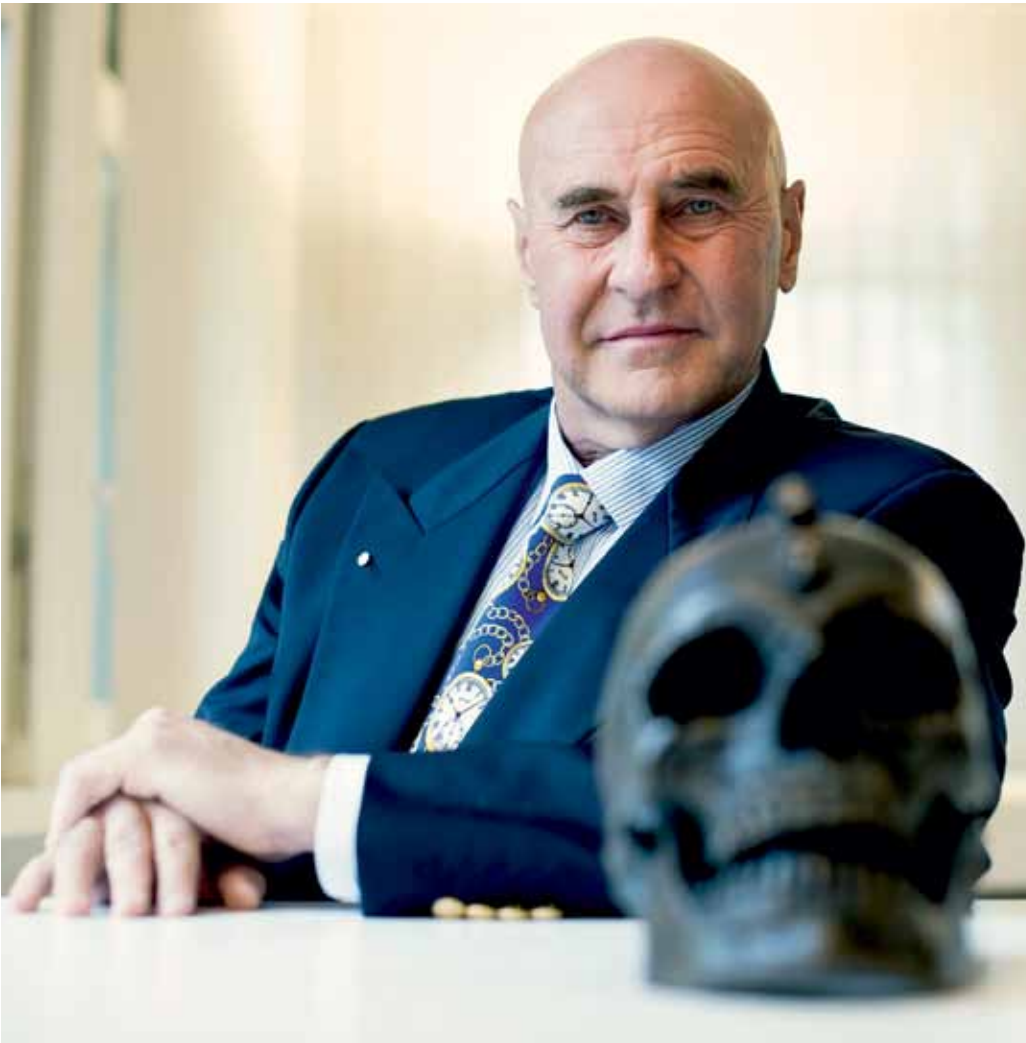
Dieses Hybridsystem funktioniert ausgezeichnet, die leichten Disharmonien bei tieferen Geschwindigkeiten im Übergang zwischen Hybrid- und Benzinantrieb stören nicht gross. Und wenn man die Energieanzeige im Blick hat, ist es dann wieder erstaunlich, wie unmerklich das Auto in den elektrischen Antriebsmodus schaltet, der bis 80 km/h möglich ist. Der Q50 geht flink um Kurven und ist gut ausbalanciert zwischen Komfort und Rückmeldung von der Strasse. Gewöhnungsbedürftig ist die vollelektronische Lenkung («Drive-by-wire»), die sich teilweise anfühlt wie Playstation-Zubehör.

Fazit: Abgesehen von Detailkritik, ist der Q50 ein gutaussehendes, gut fahrendes Auto, es ist ausserdem wie erwähnt sehr gut ausgestattet – zu einem interessanten Preis. Man sollte diesem Herausforderer eine Chance geben.

### Infiniti Q50S Hybrid AWD

Leistung: 364 PS, Hubraum: 3498 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 71 033.–; Testwagen Fr. 82 753.–





«Alles im orangen Bereich»: Landmann, Rechtsanwalt, 63.

MvH trifft

## Valentin Landmann

Von Mark van Huisseling — Wer in den Abgrund blicken will, befragt Zürichs bekanntesten Strafverteidiger.

Ich fürchte, das wird ein langweiliges Gespräch; ich bin mit fast allen Ihrer Positionen einverstanden.» – «Das kann passieren. Hinter Ihnen sind meine Bücher, etwa «Die verschwiegene Geiselnahme», da trete ich Leuten auf den Fuss. Weil ich der Meinung bin, man darf der Bevölkerung nicht verschweigen, wenn derart gravierende Vorgänge bestehen. Und man sollte nicht einen ganzen Wirtschaftszweig in die Falle laufen lassen.» (Es geht um den «Steuerkrieg» Amerikas gegen die Schweiz, Klappentext, und der Ablauf des Gesprächs erinnert mich an meine Zeit als Popstar-Befragter: Die antworteten auch mit ihrer aktuellen Botschaft, egal, was ich fragte.) «Sie bewundern Roger Köppel, Roger Schawinski und Christoph Mörgeli. Also Leute, deren Ideen möglicherweise nicht immer ganz richtig sind, aber fast immer ganz spannend.» – «Ja, [ich bewundere] alle selbständigen Denker, die kein Blatt vor den Mund nehmen und in der Lage sind, etwas rü-

berzubringen, das nicht Mainstream ist. Es darf ruhig einmal nicht meine Meinung sein, das ist das Salz unserer direkten Demokratie...» 9 Minuten und 47 Sekunden später habe ich Gelegenheit, ihm ins Wort zu fallen: «Nicht immer ganz richtig, aber fast immer ganz spannend – irgendwie der Gegenentwurf zum guten Anwalt, meinte ich.» – «Ich sehe mich nicht als der Vertreter der klassischen Anwaltschaft. Ein Plädoyer von mir enthält 95 Prozent Nichtjuristisches; es sind weitgehend psychologische Überlegungen, in denen ich mit Wonne dilettiere.»

Valentin Landmann, 63, ist Rechtsanwalt. Mit 29 nahm er einen Lehrauftrag am Max-Planck-Institut in Hamburg an, wo er sich im Rotlichtviertel aufhielt – er beschloss, sein Leben zu ändern, und zerriss seine Habilitationsschrift. Steht bei Wikipedia (und der Satz «Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meistens nicht» kommt einem in den Sinn). Retour in Zürich, wurde er Anwalt der

Hells Angels, von Prostituierten, Neonazis et cetera. Er hat eine erwachsene Tochter und ist zum zweiten Mal verheiratet, kann man lesen. Landmann sagt, die Zivilstandsangabe sei nicht auf dem neusten Stand (mehr sagt er nicht dazu). Er hat ein Anwaltsbüro in Zürich, lehrt an der Universität Luzern Strafverteidigung und lebt in Zürich sowie St. Gallen.

«Sie haben Erfolg, obwohl Sie einen anderen Entwurf umsetzen als die meisten Anwälte.» – «Sicher, wir sind eines der grössten Strafverteidigungsbüros; es hat sich ein eigener Stil herausgebildet, den ich nicht als der Weisheit letzten Schluss betrachte.» (Er ist Inhaber des Büros mit acht Anwälten, grossteils seine Angestellten.) «Als Wirtschaftsanwalt hätten Sie wahrscheinlich mehr verdient.» – «Mit Sicherheit; ob ich wirklich erfolgreich geworden wäre, muss man dahingestellt lassen. Aber nehmen wir mal an, ja – ich hätt ein weniger spannendes Leben, nicht alle Facetten der Menschheit auf dem Schreibtisch. Mich faszinieren Abgründe, der alte Nietzsche-Satz: «Wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.»»

«Meine Vermutung: Die Mehrheit der Prostituierten in Zürich ist zu faul oder zu dumm, eine andere Arbeit zu machen. Ich denke nicht, dass es mehrheitlich Menschenhandels-Opfer sind. Sie?» – «Absolut bin ich der Meinung, dass das [Prostitution] von der weit, weit überwiegenden Mehrheit freiwillig gemacht wird. Wobei, ich meine, freiwillig – es ist das Normale, dass man schafft, um zu verdienen. Es gibt Berufe, die unangenehmere Seiten haben und angenehmere, sicher hat Prostitution beides. Um es grob zu sagen: Jemand, der im Bahnhof Reinigungsarbeiten in den sanitären Installationen durchführt, ist wahrscheinlich auch nicht Fetischist davon...» – «Sie sind Anwalt von Christoph Mörgeli; von Ahmet, dem Opfer des Jugendstraftäters «Carlos»; der kosovarischen Asylbewerber von Aarburg... Wählen Sie Klienten nach Bekanntheits- und/oder Kontroversegrad aus?» – «Überhaupt nicht. Ich bin überzeugt, dass jeder Auftritt von mir genauso viele Leute vergrault wie anzieht. Es ist mir ein Bedürfnis, mich zu Fragen zu äussern, die ich als wichtig empfinde.» – «Wie geht es Ihnen gesundheitlich?» (Er hatte Herzprobleme und wurde operiert.) «Alles im orangen Bereich, und damit kann man leben.» – «Essen Sie immer noch so, sagen wir, exzessiv?» – «Ich geniesse es, gut zu essen. Zum Beispiel «Hardcore-Raclette», ganz entsetzlich, das habe ich erfunden: 500 Gramm Käse, massiv Chili drauf, in die Mikrowelle schieben, sieben Minuten laufen lassen, dann hat man eine sympathische Pampe, die man verdrückt. Danach leuchtet man im Dunkeln.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Es gibt ein paar. Gebratene Vierländer-Ente im «Landhaus Scherrer», Elbchausee 130, Hamburg, Tel. +49 40 88 30 700 30. «Hochklassige Küche in Zürich, «Restaurant Sihlhalde», Sihlhaldestrasse 70, Gattikon, Tel. 044 720 09 27. «Bratwurst und Hünenli zum Mitnehmen, «Sternen Grill», Theaterstrasse 22, Zürich, Tel. 044 251 49 49.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Produkt der Träumerei

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Die meisten ... sind für Donna Leon der beste Beweis dafür, «dass Frauen Humor haben». 5 Es gehört zum Oktoberfest, aber bitte nur einmal. 11 Janice und Julianne, die US-Opernsängerinnen. 12 Getreide aus dem Département de la Roer. 13 Fernsehen, sehr abwechslungsreich. 16 Auf einen Mord folgt sie sofort. 19 Fahrzeug, für Franzosen Grund, in die Luft zu gehen. 20 Ganz schön aufdringlich. 21 So getauft, sie mit dem nach ihr benannten Berner Brunnen. 22 Erst Grossfürstin von Kiew, danach Heilige. 23 Nordafrika: einst auf sieben Hügeln erbaute königliche Finanzmetropole. 25 Antonym zu Kromo (Sprache der Oberschicht auf einer Java-Insel). 26 Wie Hans zu John steht Mathilde zu ihr. 27 Er ist verrückt schnell. 28 Von Venedig Richtung Osten, und man landet in dieser Stadt. 30 Der Fussballclub: eine Sammlung. 32 Moderator Max, nicht mehr der Dieter. 34 Andersherum betrachtet ist's fast schon ein Kinn. 35 Fahrzeug mit allerhand Zeug. 39 Mysteriöse Macht, macht gewisse Menschen zu Unmenschen. 40 Die fetten Kerle aus dem Fluss muss man nicht mögen, mögen aber viele. 41 Steuersünder nun oft verhöhnter Spitzname. 42 So fahren wir in England gefahrlos. 43 Ort und Art der Begrüssung: dort und damit. 44 Das ursächliche Verhältnis wird damit hergestellt. 45 Womit die französische Speise zu 43 waagrecht wird. 46 Briten schauen bei Frauen oft darauf.

**Senkrecht** — 1 Damit hat der Streifen explosives Potential. 2 Darin lässt sich kindlich Winnetou spielen. 3 Auf ihnen lässt es sich einfacher in 20 senkrecht treten. 4 Nördliches Thailand: Fluss, Provinz, Stadt. 5 Die Füllung füllt den Magen, am besten gegrillt. 6 Garantin ewiger Jugend, aber keine Chirurgin. 7 Nach Ansicht der Nordamerikaner ist die Wurzel die Ursache. 8 Schönster Mann im biblischen Israel, zumindest gemäss Samuel. 9 Zum Verlieben, Schaukel wie Drink. 10 Geerttet im Meer, gibt er auch als Nahrungsmittel viel her. 14 Bei unzähligen Christen beliebtes Gebet. 15 Valentino machte sie populär, Travolta verhalf ihr zum Comeback. 17 Mordsding, kommt bei Karikaturisten und Bäckern zum Einsatz. 18 Mit Bedacht erteilte Vollmacht. 20 Sie dienen Sattelfesten als Motorersatz. 23 Weiterhin Ammann, früher auch mal Miss Schweiz. 24 Wenn ihre Lunte brannte, rannte der Feind. 25 Göttlich, die griechische Rotweinsorte. 27 Machen Schüler aus Angst, Kirchenbesucher aus Anstand. 29 Ihre blau-violetten Blüten haben bereits Blütezeit. 31 Afrikanisches Königreich, rund 700 Jahre vor Museveni. 33 James alias Jesse, als Sportler ein Star, lange ist's her. 36 Einem Bad verdankt die Stadt in der Grafschaft Somerset ihren Namen. 37 Der Träger sorgt für Sicherheit und Bequemlichkeit. 38 Element, das Verbindungen erleichtert.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 366**

	M	A	N	D	E	L		C		L	I	N	K	E
D	E	S	I	R		A	T	E	M		G	U	R	U
U	N	C	L	E		M	A	N	O	M	E	T	E	R
R		H	E	I	L	M	I	T	T	E	L		D	
O	M	A	S		A		G	O	O	D		M	I	T
	O			A	N	O	A		R	A	K	E	T	E
B	E	G	A	W	A	N		K	E	N	A	I	A	
	B	E	T	A		A	K	A	N		U	S	A	K
V	E	R	O	R	D	N	E	N		S	E	T	S	
P	L	A	N	E	T		R	U	E	H	R	E	N	D
O		E	I	N	Z		E	L		R	O	N	N	Y
D	A	T	E		D		E	N	G	E		S	K	A

**Waagrecht** — 1 MANDEL 7 LINKE 12 DESIR (franz. f. Sehnsucht) 13 ATEM 16 GURU 17 UNCLE (engl. f. Onkel) 18 MANOMETER (Druckmessgerät, Ausruf) 20 HEILMITTEL 22 OMAS 24 GOOD (engl. f. gut) 25 MIT (Maschussetts Institute of Technology) 27 ANOA (Wildrind) 29 RAKETE 31 BEGAWAN (Brunei) 34 KENAI (Kenia) 35 BETA (-eubung) 36 AKAN (Volk) 38 USAK (umgekehrt: Kasu[s]) 40 VERORDNEN 42 SETS (engl. f. Satz, im Tennis) 43 PLANET 44 RUEHREND 46 EINZEL 47 RONNY (Künstlername) 48 DATE 49 ENGE (auch: Quartier in Zürich) 50 SKA (Musikstil)

**Senkrecht** — 1 MEN (Film «Men in Black») 2 ASCHA 3 NILES 4 DREI 5 LAMM 6 CENTO (-valli, it. f. Täler, Tal im Tessin) 8 IGEL 9 NUT (ägypt. Göttin) 10 KREDIT 11 EUR 12 DURO (span. f. hart, 5-Peseten-Münze) 14 TAIGA 15 MOTOREN 19 MEDAN 21 LANA (anal) 23 MOEBEL 25 MEISTENS 26 TEAK 27 AWAREN 28 ONAN 30 KAUFERN 32 GERAET 33 ATONIE 34 KANU 37 KERLE 39 ASNYK 40 VPOD 41 DTZD 42 SHOE (Hose) 45 (Aub-)ERG (ine)

**Lösungswort** — EIDGENOSSEN

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL DAY-DATE



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*